Februar
1954



DER MARIENBOTE

Gebet fuer das Marianische Jahr

Verfaßt vom Heiligen Vater Papst Pius XII.

Ergriffen vom Glanz deiner himmlischen Schönheit und getrieben von den Nöten der Gegenwart suchen wir Zuflucht in deinen Armen, unbefleckte Mutter Christi und auch unsere Mutter, o Maria! Voll Vertrauen hoffen wir in deinem liebenden Herzen die Erhörung unseres innigen Flehens zu finden und den sicheren Port inmitten der Stürme, die von überall her uns umtoben.

Wiewohl entmutigt durch Schuld und niedergedrückt von unendlichem Leid, bewundern und preisen wir den unvergleichlichen Reichtum der hohen Vorzüge, mit denen Gott dich vor allen andern Geschöpfen überreich ausgestattet hat vom ersten Augenblick deiner Empfängnis an bis zu dem Tag, an dem er dich in den Himmel aufnahm und dich krönte als Königin des Weltalls.

O du lauterer Quell des Glaubens, betaue unseren Geist mit den ewigen Wahrheiten! O du wohlduftende Lilie jeder Heiligkeit, durchdringe unsere Herzen mit deinem himmlischen Wohlduft! O du, die das Böse und den Tod überwunden, flöße uns einen tiefen Abscheu vor jeder Sünde ein, die die Seele für Gott so verabscheuungswürdig und zur Sklavin der Hölle macht!

O du Auserwählte Gottes! Höre auf das flehentliche Rufen, das in diesem dir geweihten Jahr aus jedem treuen Herzen zu dir empordringt. Neige dich über unsere schmerzenden Wunden! Ändere den Sinn jener, die Böses tun. Trockne die Tränen der Bedrängten und Unterdrückten, stärke die Armen und Demütigen, lösche aus den Haß, mildere die harten Sitten. bewahre unsere Jugend die Blüte der Reinheit, beschirme die heilige Kirche. Bewirke, daß alle Menschen die Schönheit der christlichen Tugend erfassen. In deinem Namen. der im Himmel in vollem Einklang erklingt, mögen die Menschen hier auf Erden inne werden, daß sie Brüder sind, und die Völker Glieder einer einzigen Familie, über der die Sonne eines allumfassenden und wirklichen Friedens leuchten möge.

Nimm auf, o süße Mutter, unser demütiges Gebet und erflehe uns vor allem, daß wir dereinst vereint in der Seligkeit mit dir vor deinem Thron jenen Lobgesang wiederholen können, der heute auf Erden um deine Altäre erklingt: Ganz schön bist du, o Maria! Du bist der Ruhm, die Freude und Ehre unseres Volkes! Amen.

Am Feste Mariä Opferung, den 21. November 1953.

PIUS PP XII.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

22. Jahrgang 15. Februar 1954, Battleford, Sask. No. 5

Dies und Das

Lob der Jungfrau Mariens Prophezeihung: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“ ist wohl nie so wahr geworden wie in diesem Jahre, das am 8. September 1953 von Papst Pius XII. zum „Marianischen Jahr“ erklärt worden war. Jedes der ungezählten katholischen Blätter der Welt, ob klein oder groß, ob reich oder arm, ob für Weiße geschrieben oder für Schwarze, für Inder, Chinesen, Indianer oder Eskimo, jedes dieser Blätter singt Tag für Tag, Woche für Woche und Monat für Monat Marias Herrlichkeiten.

Vor fünfzehnhundert Jahren schon verkündigte die Kirche in den Worten des hl. Cyrill von Alexandrien vor aller Welt: „Maria ist wahrhaftig Gottes Mutter, denn der Mensch, dem sie Leben gab, war Gott.“

Heute schreibt Papst Pius XII. „Nicht wenige Andersgläubige und Protestanten tadeln ganz zu Unrecht unsere Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter, gleichsam als ob wir Gott dem Herrn und Seinem Sohne Jesus Christus etwas von der Anbetung entziehen würden, die Gott allein geschuldet ist.“ Wir verehren Maria „. . . weil der Ruhm der Söhne ihre Väter sind!“

Wir Katholiken wissen schon, was wir tun. Wir halten uns an Mariens eigene Worte, die uns in der hl. Bibel überliefert wurden: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn.“

Maria ist uns weder Gott noch göttlich. Sie ist ein Geschöpf wie wir alle Geschöpfe Gottes sind. Sie schuldet dem Herrn Anbetung, Verherrlichung und Gehorsam, wie wir alle es Ihm schulden. Sie ist eine „Magd“ des Herrn, wie wir alle Diener Gottes sind und Knechte Gottes bleiben.

Schauen wir jedoch auf zu Maria, lesen wir nach, was die Hl. Schrift von ihr erzählt und was heilige katholische Überlieferung uns hinterlassen, dann sehen wir Herrlichkeiten in Maria, die in keinem anderen Geschöpf zu finden sind.

Von ihr spricht bereits das allererste Buch der Hl. Schrift. Gleich nach dem Sündenfall ist von einer Frau die Rede, die der Schlange den Kopf zertreten werde, über die der Fluch der Schlange des Paradieses niemals Macht haben werde.

Sünde, Schuld, Gottesbeleidigung nennen wir, was die Macht Satans in unserer Seele zurückläßt. In Maria, die Gott sich besonders auf die Stunde der Fleischwerdung Seines Sohnes vorbereitet hatte, konnte Satan nichts zurücklassen. Er hatte nie Macht über sie gehabt. Durch die Verdienste ihres Sohnes Jesus Christus erhielt sie

schon bei ihrer Empfängnis die große Gnadengabe des Freiseins von der Erbschuld.

Unbefleckt empfangen, unbefleckt geboren, unbefleckt auch von jeder persönlichen Schuld, erlebte sie das Kommen des Erzengels Gabriel, erlebte sie Bethlehem, Nazareth, Christi Lehren, Christi Verfolgung, Schmerz und Tod und Auferstehung.

Gott selbst war es, der sie sich ganz makellos und rein erhielt. Göttliches wohnte ja in ihr. Den Gottessohn zu gebären und zu pflegen war sie berufen. An Seinem Schmerze als heiliger Mensch „voller Schmerzen" teilzunehmen ward sie erkoren.

Heilig war das Amt, das ihr von Gott aufgetragen. Damit sie es heilig erfülle, hat Gott sie sich durch ganz besondere Gnadengaben ganz heilig – sündenlos, vollster übernatürlicher Tugend und „voll der Gnaden", wie die Bibel sagt – erhalten.

Alle Fülle des Lebens der Gnade, der Herrlichkeiten des Himmels, ist in ihr. Und das verehren wir in ihr – und durch sie Gott, den großen, den heiligen, den erbarmungsvollen Meister der Herrlichkeiten Mariens!

„Siehe da, deine Mutter", sprach Christus noch vom Kreuze herab. Seit zwei Jahrtausenden klingt das Echo dieser Worte des sterbenden Heilandes in unserer Seele.

Hatte Er uns nicht gesagt, wir sollen werden ganz so wie Er war? Er kam, den Namen des ewigen Vaters zu verherrlichen. Wer wie Christus sein will, muß Ihm das jetzt nachtun. Christus kam, um uns Seine Liebe zum himmlischen Vater zu zeigen. Er hat uns in klarsten Worten dazu aufgefordert, Ihm in dieser Liebe nachzufolgen. Christus kam, den Willen Gottes zu erfüllen. Auch wir müssen es tun, wenn wir wahrhaftig Christen sein wollen.

In allem müssen wir Christus den Herrn nachahmen. In allem! Warum sollte gerade Christi Liebe zu Seiner Mutter in unserer Nachfolge Christi ausgenommen sein?

Jesus Christus liebte Maria. Der erlöste Christ, der „adoptierte Sohn Gottes", wie die Hl. Schrift den Christen nennt, ginge fehl, wenn er seinem Heilande auch nicht in dieser Liebe zu Maria, der Mutter des Gekreuzigten, folgte.

Jesus Christus war der Heiligste aller. Demnach war auch Seine Sohnesliebe zur Mutter das Heiligste, was die Welt je an Kindesliebe erlebt hat.

Ganze Nachfolge in allen Dingen hat der Sohn Gottes von uns gefordert. Darum kann es unter uns Christen auch keine andere Marienliebe geben als nur heilige, große, ewig wachsende Liebe zu ihr, die seit Anfang schon von den unendlichen Tiefen des göttlichen Herzens Jesu Christi geliebt war.

Liebe äußert sich nicht nur in Worten und Gefühlen, wahre Liebe treibt zur Tat.

Welch große Taten zur Verherrlichung des Dreieinigen liegen da nur vor uns, wenn wir aufschauen zu Maria, die einstige demütige Magd Gottes und heutige Königin aller erschaffenen Himmeln!

In ihr hat Gott sich den „Menschen nach Seinem göttlichen Herzen" erschaffen. Alle Schönheit des Betens eines gotterfüllten Menschen ist in ihr. Alle Tiefen und alle Weiten der Gottesliebe des vom Kreuz erlösten und geheiligten Menschen sind in ihr. Alle Tugend, aller Glanz der Sündenlosigkeit, alle Herrlichkeit der ergriffenen Freude an Gott, die Gott je einem Menschenherzen einhauchen kann, strahlt aus ihrem Auge.

Sie ist uns gegeben als Antrieb unseres christlichen Strebens, immer mehr wie Christus zu werden. Maria ist so weit „ganz wie Jesus" geworden, wie Gott es in Seiner Weisheit geplant. So ist sie geworden – und so müssen auch wir versuchen zu werden.

Wie menschlich es unser Gott doch für uns gemacht hat! Wie menschlich und wie schön. Eine Jungfrau gab Er uns, an der wir unser Heiligwerden messen können. Eine Jungfrau, die dazu noch für uns Fürsprache hält vor Seinem Thron, auf daß uns das Werk der vollsten Verchristlichung unserer Gewissen und Seelen auch gelänge!

Wer von uns kann Gott beschreiben? Wir können es nicht. Jesus kam zwar zu uns und lebte in Menschengestalt unter uns – die Weiten Seines göttlichen Herzens – ja nicht einmal die Weiten Seiner unermeßbaren Liebe zu uns – werden uns jedoch für alle Ewigkeit unerforschbar bleiben.

Und doch ist uns alle Möglichkeit gegeben, an einem Menschen wie wir abzusehen, wo der Mensch Gottes vollste Zufriedenheit mit Seinem Geschöpf erreicht.

Werde wie Maria, und der Dreieinige Gott wird alle Fülle Seines Segens über Dich ergießen.

Werde durch Maria wie Maria. Nähere Dich Deinem Gotte durch Maria – und Du wirst werden wie der Gottessohn es schon seit Ewigkeit ist: Ein gesegneter Sohn, eine gesegnete Tochter des Ewigen – den wir loben und verherrlichen unter der Leitung der Königin des Himmels so lang die Ewigkeit ist! –

– Der Schriftleiter

Fulgens Corona -- Strahlende Krone

Päpstliches Weltrundschreiben zum Marianischen Jahr

(Fortsetzung)

II.

Maria führt zu Christus

Doch soll diese Jahrhundertfeier nicht nur den katholischen Glauben und die innige Liebe zur jungfräulichen Gottesmutter in den Herzen aller von neuem entfachen, sondern sie muß auch das sittliche Leben der Christen dem Bilde dieser Jungfrau so weit wie möglich gleichgestalten. . .

Die allerseligste Jungfrau Maria, die ihr ganzes Leben hindurch – sei es in ihren Freuden, die sie so tief erlebte, sei es in ihrer Not und in ihrem bitteren Leid, durch das sie zur Königin der Märtyrer wurde – niemals von den Geboten Gottes und dem Beispiel ihres Sohnes auch nur im geringsten abwich, scheint jedem einzelnen von uns allen heute jene Worte zu wiederholen, die sie bei der Hochzeit zu Kana, auf Jesus Christus hinweisend, zu den Dienern sprach: „Was immer Er euch sagen wird, das tuet." Dieselbe Aufforderung, natürlich in einem weiteren Sinne verstanden, scheint sie heute wieder an uns alle zu richten, wo es so klar zutage tritt, daß die Wurzel aller Übel, von denen die Menschheit so bitter heimgesucht und alle Völker bedrängt werden, darin vor allem zu suchen ist, daß nicht wenige „den Quell des lebendigen Wassers verlassen und sich Brunnen gegraben haben, brüchige Brunnen, die das Wasser nicht halten können"; daß sie den verlassen haben, der allein „der Weg, die Wahrheit und das Leben" ist. Wenn wir also fehlgegangen sind, müssen wir auf den rechten Weg zurückkehren; wenn Finsternis des Irrtums unsern Geist umhüllt hat, muß sie unverzüglich durch das Licht der Wahrheit verdrängt werden; wenn jener Tod, der allein der wahre Tod ist, von unseren Seelen Besitz ergriffen hat, müssen wir in brennendem Durst nach dem Leben greifen, jenem himmlischen Leben, das keinen Untergang kennt, da es von Jesus Christus seinen Ausgang nimmt. . .

Wie ihr wohl wißt, Ehrwürdige Brüder, bedürfen die Menschen gerade heute dieser Aufforderung, die sie einladet, zu Christus zurückzukehren und Seine Gebote gewissenhaft zu erfüllen. Es gibt ja nicht wenige, die den christlichen Glauben aus den Seelen bis in seine Wurzeln hinein auszurotten versuchen. Das tun sie entweder mit der Hinterlist und Tücke, oder aber mit einer so offenen, leidenschaftlichen und hochmütigen Verkündigung ihrer eigenen Irrtümer, als ob diese den wahren Ruhm unseres Jahrhunderts ausmachten, das so glänzende Fortschritte zeitigt. Wo aber einmal die Religion hintangesetzt ist, wo die das Gute belohnende und das Böse bestrafende Macht Gottes nichts mehr gilt, dort gelten auch die Gesetze nicht mehr, und die öffenliche Gewalt hat ihren Einfluß verloren. Jeder sieht das ein. Da ferner durch diese trügerischen Lehren jede Hoffnung auf die unsterblichen Güter beseitigt ist, ist es klar, daß die Menschen ihrer Natur nach in maßloser Gier nach irdischen Gütern streben, in heißem Verlangen fremdes Gut begehren, ja es auch, so oft sich ihnen eine Gelegenheit bietet, mit Gewalt an sich reißen. So entstehen Haß, Neid, Zwietracht und Feindschaft unter den Bürgern; so wird das private und öffentliche Leben zerrüttet; so stürzen nach und nach sogar die Fundamente der Staaten ein, die dann nicht mehr leicht durch die Autorität der Gesetze und der Regierung gehalten und gestützt werden können; so werden schließlich die Sitten auf Schritt und Tritt durch schlechte Schauspiele, Bücher, Zeitungen und sogar durch Verbrechen zerrüttet. . .

Die Feier des Marianischen Jahres

. . . Dies vor Augen laden Wir jeden von euch, Ehrwürdige Brüder, durch diese Enzyklika ein, gemäß dem Amte, das ihr verwaltet, den Klerus und das euch anvertraute Volk zur Feier des Marianischen Jahres aufzufordern, das Wir vom Dezember 1953 bis zum Dezember 1954 für den ganzen Erdkreis verkün-

den. Und Wir haben festes Vertrauen, daß diese Marianische Feier jene so erwünschten und segensvollen Früchte bringe, die wir alle innigst ersehnen.–

Um dies nun leichter und wirksamer durchführen zu können, wünschen Wir, daß in allen Diözesen geeignete Predigten und entsprechende Vorträge gehalten werden, durch die diese christliche Wahrheit in den Herzen aller aufleuchten soll, und zwar so, daß der Glaube des Volkes vermehrt und seine Andacht zur Gottesmutter Maria täglich mehr entflammt werde. Alle mögen sich daher vornehmen, mit freudigem Eifer dem Beispiel der Gottesmutter zu folgen.

Da sich nun in allen größeren und kleineren Städten wie auch Dörfern, wo die christliche Religion blüht, eine Kirche oder wenigstens ein Altar findet, auf dem ein Gnadenbild der allerseligsten Jungfrau Maria dem christlichen Volk zur Verehrung aufgestellt ist, so wünschen Wir, Ehrwürdige Brüder, daß die Gläubigen möglichst oft sich dort zusammenfinden. Und zwar sollen sie dort nicht nur für sich allein beten, sondern auch gemeinschaftlich wie aus einem Munde und einem Herzen flehentliche Bittgebete zu unserer liebreichen Mutter emporrichten.

Wo aber – was fast in allen Diözesen der Fall ist – ein Heiligtum sich befindet, in dem die jungfräuliche Gottesmutter mit besonderer Andacht verehrt wird, dorthin mögen das ganze Jahr hindurch an festgesetzten Tagen fromme Pilgerscharen zusammenströmen und offen vor aller Welt eindrucksvolle Erweise ihres gemeinsamen Glaubens und ihrer gemeinsamen Liebe darbringen. Das wird bestimmt – Wir zweifeln nicht daran – bei der Gnadengrotte in Lourdes der Fall sein, wo die Unbefleckte so innig verehrt wird. . .

Um was sollen wir bitten:

Viele Gnaden sind es freilich, die wir alle in der gegenwärtigen Zeitlage von der machtvollen Fürsprache und dem Schutz der Gottesmutter erflehen müssen. Vor allem sollen wir bitten, daß sich, wie Wir bereits dargelegt haben, das sittliche Leben des Einzelnen mit Hilfe der göttlichen Gnade den Geboten Gottes täglich mehr anpasse, da der Glaube ohne Werke tot ist, und da niemand für das Gemeinwohl etwas zu wirken vermag, wie es seine Pflicht ist, wenn er nicht zuerst selber für die andern durch tugendhaften Lebenswandel ein Vorbild ist.

Alle sollen immer und immer wieder darum bitten, daß eine hochherzige, glaubensstarke, reine und unversehrte Jugend heranwachse, und nicht in der Blüte ihres Lebens durch den Hauch dieses verderbten Zeitgeistes angesteckt werde und in Lastern vorzeitig dahinwelkt. . .

Alle sollen weiterhin einmütig darum bitten, daß die Männer in

Außerordentliche Ablässe im Marianischen Jahr

Se. Heiligkeit Papst Pius XII. hat für das Marianische Jahr, das ist für die Zeit vom 8. Dezember 1953 bis 8. Dezember 1954, nachfolgende außerordentliche Ablässe gewährt:

1. Einen Toties-quoties-Ablaß (das ist ein Ablaß den man so oft gewinnen kann, als man die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt) an bestimmten Marienfesten für alle Gläubigen, die eine Kirche besuchen, die der Muttergottes geweiht ist. Bedingungen sind: Beichte und Kommunion und Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters für die großen Anliegen der Christenheit. Diese Marienfeste sind: Mariä Empfängnis, Maria Lichtmeß, Mariä Verkündigung, Mariä Sieben Schmerzen, Mariä Himmelfahrt, Mariä Geburt und zum Abschluß des Jahres Mariä Empfängnis.

2. Einen vollkommenen Ablaß unter den gewöhnlichen Bedingungen (Beichte, Kommunion und Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters) können alle Gläubige gewinnen:

a) Wenn sie an Samstagen gemeinsam prozessionsweise eine Marienkirche besuchen;

b) wenn sie nach Empfang der hl. Sakramente einer Feier oder Andacht zu Ehren Unserer Lieben Frau andächtig beiwohnen.

3. An allen Marienwallfahrtsorten, wo die Gottesmutter in besonderer Weise verehrt wird, können die Gläubigen alle Tage des Marianischen Jahres bei andächtigem Besuch des Marienheiligtums unter den gewöhnlichen Bedingungen einen vollkommenen Ablaß gewinnen.

4. Alle Altäre, welche der Gottesmutter geweiht sind, sind während des Marianischen Jahres privilegiert.

der Vollkraft ihrer Jahre wie auch im Alter durch Unbescholtenheit der Sitten und durch Starkmut allen voranleuchten; daß das Familienleben in unverletzter Treue erstrahle, durch eine richtig und heilig erzogene Kinderschar aufblühe und in Eintracht und gegenseitiger Hilfe erstarke. Alle mögen endlich darum bitten, daß die älteren Leute sich derart der Früchte eines rechtschaffenen Lebens erfreuen, daß sie, wenn einmal das Ende ihrer sterblichen Laufbahn herannaht, nichts zu fürchten brauchen, von keinerlei Gewissensängsten gequält werden und keinen Grund haben, zu erröten, sondern vielmehr zuversichtlich den baldigen Lohn ihrer langen Mühe erwarten.

Endlich mögen auch alle von der hehren Gottesmutter den Hungernden das tägliche Brot erflehen, den Unterdrückten Gerechtigkeit, den Flüchtlingen und Ausgewiesenen die Heimat, den Obdachlosen ein gastliches Dach; denen, die ungerechterweise ins Gefängnis oder in ein Konzentrationslager geworfen wurden, die ihnen zustehende Freiheit; allen jenen, die so viele Jahre nach dem Ausgang des Krieges noch in Gefangenschaft schmachten und im verborgenen stöhnen und seufzen, die langersehnte Heimkehr; denjenigen, die leiblich oder geistig blind sind, die Freude hellen Lichtes; allen aber, die durch Haß, Neid und Zwietracht voneinander getrennt sind, möge durch das Gebet brüderlicher Liebe erlangt werden und jene Eintracht der Herzen und jenes friedvolle Leben, das auf Wahrheit, Gerechtigkeit und gegenseitiger Hilfsbereitschaft aufgebaut ist.



Spuren im Schnee

von Günther Maske.

Das ganze Dorf lag noch im Schlaf, als Jörgen Bartel am Neujahrsmorgen verkatert sein Haus verließ und auf den Dorfanger trat, um sich ein bißchen umzusehen. Noch rauchte kein einziger Kamin. Eine Handbreit Schnee war über Nacht gefallen, und eine ganze Anzahl Spuren waren eingetreten worden, und Jörgen Bartel, dem die frische frostklare Morgenluft ausgezeichnet bekam, schmunzelte amüsiert, als er den Trampelpfad verfolgte, den seine heimwärts strebenden Gäste weit nach Mitternacht in die Schneedecke getreten hatten: zweimal bogen ein paar Männerfüße scharf von den übrigen Spuren ab, zickzackten einige Meter, dann gab es eine große, etwa wannenförmige Einbuchtung im Schnee. „Plumps!" sagte Jörgen und grinste. Und dachte bei sich: „Dem sein Kater möcht ich nicht haben — armer Jochen!"

Dann lenkte etwas seine Aufmerksamkeit ab. Über die gesamte Straßenbreite, soweit er sie verfolgen konnte, verlief in unregelmäßigen Wellenlinien eine einzelne schlurfende Spur, zirkelte hier um einen Baum am Wegrand, irrte dort um zwei Pfähle herum und verschwand in weitausholendem Bogen auf dem Nachbarhof. Wiederum grinste Jörgen schadenfroh. „Der hat sich gerächt!" dachte er. „Ist alleine ausgegangen und hat sich einen angelacht. Kein Wunder — die könnte mir auch das Leben verleiden, bravo Hannes, bravo, bravo!"

Und mit einem so stolzen Gefühl in der Brust, als habe nicht Hannes, sondern er selber an einer strategisch wichtigen Stelle die Unabhängigkeit und Autorität der Männerwelt wiederhergestellt, kehrte er dem leblosen Dorf den Rücken und stapfte auf seinen Hof zurück. Kopfschmerzen hatte er, als wollte ihm der Schädel zerspringen.

Als er am Wohnzimmerfenster entlangging, stutzte der nun bereits geübte Fährtenleser: zwei Kinderfüße hatten hier eine ganze Anzahl Abdrücke hinterlassen. „Das war Irene!" wußte er sofort. „Die hat vor dem Fenster gestanden und gelauscht. Na warte!" Aber sonderbar — vom Fenster aus führte ihre kleine trippelnde Fußspur schräg hinüber zur Scheune, dann weiter hinter den Ställen entlang, und als er sie soweit verfolgt hatte, da plötzlich einem förmlichen Gewimmel von Fußabdrücken gegenüber: lauter Männerspuren kreuz und quer und die seiner Tochter mitten darin. Ein Blick zur Stalltür: sie war zu, aber das Schloß hing ausgebrochen herab. Diebe! Wie ein Peitschenschlag traf ihn die Erkenntnis. „Warum hat Rolf nicht gebellt?" fiel ihm als erstes ein. Sprang hinüber zu dessen Hütte. „Rolf! Rolf! He!" Zerrte an der Kette; einmal, zweimal, kein Lebenszeichen; zog ihn heraus, liegend, alle Viere steif von sich gestreckt — tot. Vergiftet?

Jetzt sprang ihn die bleiche Angst an. Mit ein paar Riesensätzen war er an der Stalltür, riß

sie auf und sah – das gewohnte Bild der in langer Doppelreihe stehenden Kühe, Färsen und Kälber, der warme vertraute Geruch des Stalles schlug ihm dampfend entgegen, die Tiere erhoben sich, muhend, mit den Ketten rasselnd, und Blässie, seine beste, kam ihm mit schaukelndem Gang ein paar Schritte entgegen, – sie war abgekettet, ebenso wie das mit viel Magermilch und Eiern fettgemachte Kalb! Jörgen lief zur Rübenkammer und lugte durch die Klappe in den Pferdestall, sah in die Schweinekoben – es war alles in Ordnung; ließ dann die Gänse auf den Hof, schob das Hühnerfutter auf, zählte, auch vom Federvieh schien nichts zu fehlen.

Jetzt packte ihn die Wut. Im Laufschritt, als könne er sie vielleicht noch einholen, setzte er sich auf die Fährte der Diebe, die über seine Koppel hinweg einem Feldweg zustrebte, welcher nach mehreren hundert Metern in die große Landstraße einmündete. Die Spur der Männerfüße endete auf jenem Feldweg, und die Schneedecke war von nun an zerfahren von den Reifen eines Lastwagens, der von der Landstraße gekommen, hier gewendet und wohl auch hier gewartet hatte und dann wieder – gottlob ohne Beute – zurückgefahren war.

Ein Radfahrer kam den Weg entlang, neben ihm lief ein Hund an der Leine, die Nase zur Erde, es war der Polizist aus dem nächsten Ort mit seinem Spürhund.

„He, Jörgen!“ rief er schon von weitem. „Sind sie bei dir auch gewesen?“

„Alle Tage sing und sage, Lob der Himmelskönigin!“ So singen wir in unseren Kirchen, so tönt es dieses Jahr mit allen Glocken, so preisen heute die Völker aller Sprachen und Rassen die Jungfrau Maria. Und sie, die süße, die milde, die gütige Jungfrau, wird uns zuwenden ihre barmherzigen Augen und wird uns schenken Segen über Segen. „Hilf, o Mutter, daß ich immer lebe in Gott, mit Gott und für Gott“ (300 Tage Ablaß), beten wir. Und dieses Gebet drückt alles aus, was wir an Sorge um unsere Gottesliebe und an Andacht zur Mutter des Herrn in uns tragen. Durch Maria wollen wir zurückfinden zur Ehrlichkeit unserer Gewissen und zur Liebe zu Gott dem Vater, zu Gott dem Sohne des Vaters und Mariens, und zu Gott dem Heiligen Geist!

* * *

„Ja, aber es fehlt nichts, sie müssen gestört worden sein.“

Die beiden Männer verständigten sich kurz und gingen dann den Weg zurück über die Koppel zum Stall. Jörgen rief seine Tochter, während der Polizist sich überall umsah und seinem Kriminalinspektor einen ersten Bericht übers Telefon gab.

Danach saßen sie alle vier in der warmen Küche zusammen, die beiden Männer, Irene und die Bäuerin.

„Hast du heute nacht vor dem Wohnzimmerfenster gestanden?“ begann Bartel das Verhör seiner Tochter.

„J“, sagte die Fünfzehnjährige und wurde rot verlegen.

„Was gab es denn da auszuspionieren?“ schrie er sie an. „Und dann bist du hinter der Scheune entlanggeschlichen, zu wem, he? Wohin?“

„Zu den alten Bergmanns bin ich gegangen, Mitternacht war schon vorüber“, antwortete sie trotzig und widerstrebend. „Die beiden Alten tun mir leid; er ist krank, kommt kaum noch hoch aus dem Bett, und so . . . und darum . . . ich habe ihnen was zu essen gebracht. Als Neujahrgruß. Vor Freude haben sie geweint.“

„Und was hast du alles aus der Küche gestohlen, he? Zähl's auf!“

„Aber Mann!“ begütigte die Mutter.

„Gar nichts habe ich gestohlen“, erwiderte Irene, nunmehr mit betont sanfter Stimme. „Ich habe nur seit gestern nachmittag nichts mehr gegessen; hab alles aufgespart, auch die Brote, Schokolade und alles, was Mutti mir gestern im Lauf der Nacht aufs Zimmer gebracht hat.“ Sie lächelte. „Und das war eine ganze Menge. Du hast Gäste bewirtet heute nacht, Leute, die alle Tage satt werden. Gut. Aber ich habe wirklichen Hunger gestillt. Ist das unrecht?“

Jetzt lief Jörgen Bartel rot an. Der Polizist nickte, und die Mutter machte sich eilig zu schaffen – am Brotkasten natürlich.

„Erzählt jetzt von den den Dieben“, verlangte der Polizist. Er sah ungewohnt ernst aus.

„Zwei sah ich an der Stalltür stehen, als ich übers Feld zurückkam. Als ich näher ging, kamen

* * *

„Mutter der Liebe, der Schmerzen und des Erbarmens, bitte für uns!“ (300 Tage Ablaß) Dieses Gebetlein wollen wir während des Marienjahres 1954 während der Fastenzeit so wie auch in allem Kreuz und Leid täglich beten.

Das Jahr 1954 ist von Papst Pius XII. zum Marianischen Jahr erhoben worden. Die ganze katholische Welt nimmt es ernst mit der Nachfolge Mariens. Ist auch uns das Marianische Jahr ernst? Vor ein paar Jahren hatten wir versprochen, den Familienrosenkranz zu pflegen. Haben wir unser Versprechen treu und gewissenhaft gehalten? Wenn ja, dann können wir sicher sein des Segens Gottes und Mariens. Haben wir unser Versprechen jedoch vernachlässigt, dann wollen wir auch nicht verzagen. Sicher ist uns – ganz gleich wer wir sind oder wie wir sind – sicher ist uns Maria's Barmherzigkeit. Sie liebt uns, darum vergißt sie gern, was wir unrecht getan. Wir müssen jedoch auch alles Alte vergessen und uns dem Neuen, dem Heiligen, dem Himmlischen zuwenden. Vergessen wir, was wir bis heute nicht so ganz richtig gemacht haben, und kommen wir zurück zu unserem Marienversprechen: kommen wir zurück zur Pflege des guten, alten Rosenkranzgebetes in der Familie!

* * *

zwei andere heraus, und dann rannten sie alle vier davon. Ja. Ja, so wars."

Die drei Erwachsenen sahen sich sprachlos an. „Sag mal", schmunzelte Jörgen, „Angst kennst du wohl keine?"

„Doch, aber ich habe mich fest auf meinen Schutzengel verlassen. Als sie weg waren, bin ich schnell durch die Ställe gegangen, alles war in Ordnung, darum bin ich anschließend zu Bett."

„Aber Irene, du bist ein erwachsenes Mädchen, du hättest deinem Vater doch sofort Bescheid sagen müssen!" warf der Polizist ihr vor. „Die Bande ist anschließend ins Nachbardorf gefahren und sind davon mit zwei Färsen. Warum hast du denn nicht Bescheid gesagt?"

Das Mädchen zögerte einen Augenblick, dann sagte es mit niedergeschlagenen Augen: „Er hätte mich – vielleicht geschlagen."

„Hm", machte der Polizist und räusperte sich unnatürlich laut.

Jörgen starrte seine Tochter an, als sehe er sie heute zum allerersten Mal. Sie war blaß wie die Küchenwand hinter ihr, und ihre Hände schienen zu zittern. Und die Mutter bemühte sich fleißig, die entstandene, so überaus peinliche Pause mit geräuschvoller Tätigkeit auszufüllen; sie deckte den Frühstückstisch. Dann drückte ihr der alte Polizeiwachtmeister die Hand.

„Du bist ein gutes Mädchen", sagte er. „So eine war meine Frau auch, Gott hab' sie selig. Und dich hat wahrhaftig ein Schutzengel behütet. In dem andern Dorf haben die Vier einen Burschen niedergeschlagen und gewürgt, als er ihnen dazwischenkam. Er mußte ins Krankenhaus. . . ."

Draußen hupte ein Auto: der Kriminalkommissar mit seinem Assistenten. Jörgen Bartel, seltsam still geworden, führte sie in den Stall und zum Feldweg, und dann setzten sich die Männer in den Wagen, um ins nächste Dorf hinüberzufahren. Als der Motor ansprang, winkte Jörgen seine Tochter ans Fenster. Sie kam, etwas scheu; er sah das, und es tat ihm weh. Hinter ihrem Rükken hielt sie eine angebissene Schnitte.

„Ich möchte dir eine Freude machen", sagte er, und seine Stimme klang bittend. „Denk dir einen Wunsch aus. Aber auch den alten Bergmanns sollst du eine Freude machen. Laß dir von Mutter geben, was du brauchst – sie hat ja den Schlüssel zur Räucherkammer. Bist zufrieden mit deinem borstigen Vater?"

Irene hatte blanke Augen. „Ja, Vater!" sagte sie leise. Und als Jörgen Bartel im Davonfahren zurückblickte, sah er sie winkend an der Haustür stehen und mit offenem Munde aufgeregt kleine Atemwolken in die frostige Luft hinauspustend.

* * *

„Gott ist Mariens Hilfe, voll Huld schaut Er auf sie herab", heißt es im Breviergebet vom 11. Februar. Gott versagt ihr keine Bitte, und von Maria singen wir: „Weit und breit schallt's durch deiner Kinder Mitte: Daß Maria eine Bitte nicht erhört ist unerhört!" Ja, das wäre uns wirklich etwas Neues in unserem katholischen Glauben, daß Maria auch eine einzige unserer Bitten nicht erhören sollte! Schon möglich, daß sie nicht immer gerade das gibt, was wir gerne haben möchten. Etwas gibt sie immer. Was es war, werden wir nach unserer Todesstunde erfahren. Eines wissen wir jedoch jetzt schon: Maria gibt immer Gutes und Ewiges. Sie gibt Gnaden und Segen, und sie vermittelt uns das Verzeihen des ewigen Vaters. Bitten wir Maria heut und morgen, das ganze Jahr und alle Jahre unseres Lebens. Maria hilft! –

„Die Welt hielt den Atem an"

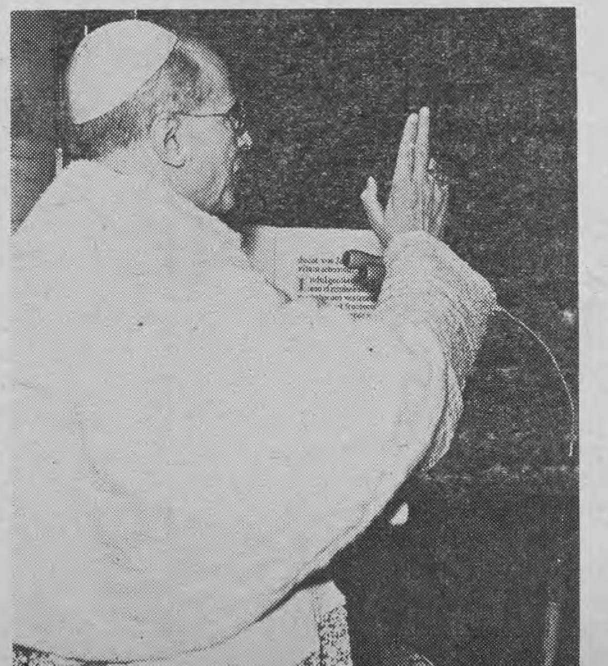
Eröffnung des Marianischen Jahres – Triumphfahrt des Papstes durch die Ewige Stadt

Nach einem Triumphzug durch die Ewige Stadt eröffnete Papst Pius XII. am 8. Dezember um 17 Uhr in der Basilika S. Maria Maggiore das Marianische Jahr 1954. Im Kreise römischer Kinder und Pilger aus aller Welt betete der Papst zum erstenmal öffentlich das von ihm verfaßte Gebet zum Marienjahr in italienischer Sprache. Anschließend spendete der Papst den Hunderttausenden vor der Kirche und den Gläubigen in aller Welt den sonst nur am Osterfest üblichen Segen „Urbi et orbi" von der äußeren Loggia der Patriarchalbasilika aus.

Den ganzen Tag über stand die Ewige Stadt ebenso wie 1950 am Weihnachtstag bei der Eröffnung des Heiligen Jahres im Banne des großen kirchlichen Ereignisses. Unter der fast einer Million Gläubigen, die die Straßen der Stadt säumten, befanden sich auch die Teilnehmer eines deutschen Pilgerzuges.

Papst Pius XII. verließ den Vatikan um 16 Uhr in seinem schwarzen Cadillac, geleitet von sechs weiteren Wagen. Schon auf dem Petersplatz begrüßten ihn Zehntausende mit brausenden Eviva-Rufen und Beifall, in den

In der Basilika S. Maria Maggiore, Rom, wurde das Marianische Jahr eröffnet





"Das Heil des Römischen Volkes"

Links: Papst Pius XII. segnet die Stadt und die ganze Christenwelt



Papst Pius XII. fährt durch die Strassen von Rom das Marianische Jahr zu eröffnen



Der Papst legt Blumen nieder zu Füssen der Statue der Unbefleckten Jungfrau



Der Papst betet um Frieden für die Welt

hinein das von vielen Gläubigen gesungene „Salve Regina“ klang. Die Jubelrufe pflanzten sich weiter fort durch die Straßen der Stadt und steigerten sich zu Beifallstürmen überall dort, wo der Wagen des Papstes vorbeirollte.

An der Mariensäule auf der Piazza di Spagna unterhalb der Spanischen Treppe empfingen Kardinal Micara und der Oberbürgermeister der Ewigen Stadt, Dr. Rebecchini, den Papst. Während Männer der Katholischen Action Italiens auf der Spanischen Treppe das Salve Regina sangen, verließ der Papst den Wagen und legte an der Mariensäule, einem Brauch der Einwohner Roms folgend, einen Blumenstrauß nieder. Anschließend formierte sich die Wagenkolonne erneut und fuhr weiter durch das dichtgedrängte Spalier der jubelnden Gläubigen zur Basilika S. Maria Maggiore. Immer wieder klang auf dem Weg des Papstes, ebenso wie bei der Rückfahrt eine halbe Stunde darauf, die durch die hellerleuchteten Straßen der Ewigen Stadt führte, das Salve Regina auf.

An der Seitenpforte von S. Maria Maggiore bestieg der Papst die Sedia Gestatoria und durchquerte, begleitet von der Nobelgarde, die später vor dem Allerheiligsten mit gezogenen Degen kniend präsentierte, das Atrium der Basilika, um auf dem Betstuhl zwischen Apsis und Papstaltar niederzuknien.

Die Kardinäle hatten in den Chorbänken Platz genommen. Das Diplomatische Corps wohnte der feierlichen Handlung auf einer eigenen Tribüne in der Nähe der Sakramentskapelle bei. In der Sakramentskapelle hatte der Chor der Sixtinischen Kapelle Aufstellung genommen, der, während der Papst auf dem Betstuhl niederkniete, das „Tu es Petrus" anstimmte. Im Hauptschiff der Basilika knieten Zehntausende römische Kinder. Das Weiß der Kleider und der Schleier der Mädchen und die dunklen Anzüge der Knaben gaben ein einmaliges Bild. Tausende von Kerzen erhellten die Basilika, als das Allerheiligste ausgesetzt wurde und anschließend der Papst zusammen mit den Kindern das Gebet des Marianischen Jahres sprach. Dann erklang das „Tota pulchra", eine Motette, die der Dirigent der Sixtinischen Kapelle bereits vor 50 Jahren anläßlich der 50-Jahr-Feier der Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis Mariens auf Anregung von Papst Pius X. komponiert hatte.

Anschließend begab sich der Papst in die Capella Paolina vor das Gnadenbild der „Schwarzen Madonna" (Salus populi romani), nachdem Kardinal Micara den Eucharistischen Segen erteilt hatte. Als sich der Papst dann auf der Loggia den Hunderttausenden zeigte, brandete ein Jubel auf, wie er kaum in derartiger Stärke am Osterfest auf dem Petersplatz erklingt. Bei der Erteilung des Segens „Urbi et orbi" fielen die Gläubigen in die Knie, um anschließend wieder das Salve Regina anzustimmen. Auch die Rückkehr des Papstes in den Vatikan glich einem Triumphzug. Er fuhr durch ein Spalier brennender Fackeln.

Die Feiern der Eröffnung des Marianischen Jahres wurden aus der Basilika S. Maria Maggiore von Radio Vatikan in alle Weltsprachen übertragen. Wochenschauen und Fernsehkameras nahmen die Feierlichkeiten auf. Fast hundert Bildreporter aus aller Welt hielten den Triumphzug des Papstes durch die Ewige Stadt und die Eröffnung des Marianischen Jahres im Bild fest. „Ein Ereignis, das die Welt in Atem hielt", nannte der Oberbürgermeister von Rom die Eröffnung des Marianischen Jahres.

Wenn es wieder Sommer wird, werden wir von Hunderttausenden hören, die dieses Jahr die Wallfahrtsorte Mariens besuchen werden. Der Hl. Vater hat uns in seinem Rundschreiben „Strahlende Krone" aufgefordert, die fromme Andachtsübung des Wallfahrens dieses Jahr besonders zu pflegen. Hast du dir schon Pläne gemacht? Vielleicht könntest du mehr tun als nur den Mariengnadenort in Deiner Nachbarschaft zu besuchen. Wie wäre es mit einem ganz besonderem Opfer? Mit einer Wallfahrt nach Cap de la Madelein? Mit einer Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau von Cap? Es ist weit und es kostet Geld – vergiß jedoch nicht: Es ist auch ein sehr weiter Weg von unserer Sünde bis zu unserem Gott. Für diesen Weg brauchen wir Marias Hilfe und Marias Liebe!



Unsere Liebe Frau vom Cap ladet dieses Jahr zur Wallfahrt ein

GEBET

Wir drängen fort
Und doch zu dir hin –
Du bist das Wort
Und wir sind der Sinn.

Ebbe zur Flut
Du magst es wenden.
Alles wird gut
In Deinen Händen.

Helmut Schinagl

Reimmichl (Msgr. Sebastian Rieger) zum Gedenken

Reimmichl ist in die ewige Heimat gegangen. Am 2. Dezember 1953 hörte sein gütiges Herz zu schlagen auf. Der Herrgott hat seinen allezeit treuen Diener heimgeholt.

Es ist einem, als sei ein Stück Tirol selbst von uns gegangen. Als Bub schon verschlang man seine Geschichten im Bötl, als Mann in der Fremde banden sie einen stärker als vieles andere an die Heimat. Und heute, in den reifen Jahren, ist es nicht anders: Reimmichls Geschichten wirken immer wieder in ihrer klaren Reinheit, in ihrer sprudelnden Einbildungskraft, viele in ihrem fröhlichen Humor. Das war ja die große Kraft dieses Mannes, den sie den „Pfarrer von Tirol" nannten: er zeichnete ein Bild unseres Landes und seiner Menschen, das tief dem Sehnen, dem Ideal unseres Volkes entsprach. Er zeichnete die Tiroler, da sie noch ein organisch gewachsenes Volk waren. Da noch der Gedanke der Großfamilie lebte, ebenso wie die Erinnerung an unsere heldische Vergangenheit, da der Väterglaube nicht in bloße äußere Tradition abgesunken war, da uraltes Brauchtum noch einen tiefen Sinn offenbarte, da noch echter Frohsinn, echte Daseins- und Lebensgläubigkeit unser Volk durchpulste. „Reimmichl ist zum Träger einer tief und eigenartig Volk und Land umfassenden Heimatkunst geworden", sagte J. G. Oberkofler einmal.

Reimmichl ist viel gelesen worden und wird noch viel gelesen. In München wurde uns vor kurzem erzählt, daß die Leser eines christlichen Hausblattes in Bayern immer wieder Reimmichlgeschichten verlangen. Und der Reimmichlkalender in Tirol ist der Kalender des Landes geblieben. In Millionen Exemplaren sind seine Geschichten verbreitet.

Sebastian Rieger stammt aus dem Defreggental. St. Veit war seine sonnige Heimat; sein Vater Johann war – einem jahrhundertealten Defreggergeschlecht entstammend – ein wohlhabender Mann geworden, seit er die Wanderjahre, die ihn nicht nur durch die ganze k. u. k. Monarchie, sondern bis tief hinein nach Polen geführt hatten, hinter sich hatte. Am 28. Mai 1867 kam der kleine Wastl, der nun in den nächsten Tagen seinen 87. Geburtstag hätte feiern können, zur Welt. Das Defreggertal ist das rechte Paradies für ein Kind, das nicht nur ein waches Hirn, sondern auch ein offenes Herz für Schönheiten der Natur und für menschliche Besonderheiten im Guten wie im Bösen hat. Der Menschenschlag hier ist reger, aufgeschlossener als im anderen Osttirol. Denken wir an den poesievollen Historienmaler Franz von Defregger, denken wir an die monumentalen Schöpfungen Albin Egger-Lienz' und denken wir nicht zuletzt an all das, was der „Reimmichl" unserm Volk geschenkt hat, schaffend aus einem Herzen voll Heimatliebe, aus einer Phantasie, die frisch-fröhlich sprudelte wie ein junger Gletscherbach, aus einer Seele voll Treu und Lauterkeit.

Und was die Heimat dem jungen Sebastian, der schon in der Schule ein zwar fleißiges, aber sehr aufgewecktes Bübl war, an Eindrücken nicht zu geben vermochte, das spendete ihm überreich das Elternhaus. Mutter senkte die Geheimnisse des deutschen Märchens und der Tiroler Sage ins junge Herz; Vater erzählte von seinen langen und weiten Fahrten in die Welt und weckte im Buben, der ja nur die Enge des Tales kannte und für alles, was hinter den Bergen lag, Wunderland war, das Fernweh. Erst als er – elf Jahre alt und drei



Das Marianische Jahr 1954 ist ein Jahr ganz besonderer Marienandacht. Durch Maria sollen wir zurückfinden zur Frömmigkeit, zur Sündenlosigkeit und zur Gottesfreude der Jahre der Kindheit. Marienandacht besteht ja nicht nur darin, daß wir der reinsten Jungfrau singen. Werde wie Maria! Werde so voller Gnade, voller Tugend und voller Gottesliebe wie sie – das sind die Grundsätze wahrer christ-katholischer Marienandacht. Diese Andacht zu pflegen ist der Zweck des Marianischen Jahres. Übervoll ist unsere Welt und übervoll sind unsere Gewissen an Sünde und Schuld. Mutter Maria soll uns dieses Jahr helfen, den Haushalt der Seele von allem Schmutz zu säubern und ihn wieder auszuschmücken mit den Gaben des Heiligen Geistes, mit wahrer Christentugend, und vor allem mit echter Gottes- und Nächstenliebe. In diesem Jahre *müssen* wir regelmäßig, müssen wir *oft* die heiligen Sakramente empfangen.

Käse hoch – nach Brixen durfte, um am fürstbischöflichen Vinzentinum der „Gstudi" zu obliegen, tat sich ihm die Welt mit einem Schlage weit auf. 1880 trat Sebastian Rieger im Vinzentinum ein, 1888 verließ er das gastliche Haus an den sechzehn schlanken Pappeln mit dem Maturazeugnis. Dazwischen aber lagen Jahre voll Fleiß und Schabernack, voll herzlicher Kameradschaft und gründlicher Vorbereitung auf ein Leben, in dem man zu bestehen hatte.

Reimmichl machte damals auch seine ersten poetischen Gehversuche; nach dem Zeugnis seiner Mitschüler soll sich nicht nur ein Berg von Gedichten, sondern auch ein Drama darunter befunden haben;allerdings starb vieles davon einen frühen Feuertod. Trotzdem aber vergaß Sebastian Rieger aufs Studium nicht. Die Klasse Reimmichls genießt heute noch im Vinzentinum den Ruf, eine Klasse von Genies gewesen zu sein; es regnete geradezu Vorzugszeugnisse, was bei der illustren Gesellschaft der Mitschüler nicht weiter zu verwundern braucht: Da war einmal Anton Müller, der sich später den Dichternamen „Bruder Willram" zulegte und zum Feuersänger Tirols wurde; da war der Jesuit Pater Georg Harasser, der bekannte Seelsorger Dekan Schwarz, der Naturhistoriker Prof. Dr. Karl Meusburger, der erst in späteren Jahren sein Talent für volkstümlich wissenschaftliches Schreiben entdeckte; da war der bekannte Brixner Krippenkünstler Ferdinand Plattner, mehr durch seine vom Reimmichl im „Nant" beschriebenen Spitzbubenstreiche als durch wissenschaftliche Hochleistungen bekannt, und schließlich Reimmichls späterer engster Mitarbeiter am „Volksboten", Monsignore Joseph Grinner. Wie sehr der Reimmichl noch im Vinzentinum weiterlebt, beweißt die Tatsache, daß man heute noch vom „Reimmichlkurs" redet, der sämtlichen laufenden Kursen als leuchtendes Vorbild vor Augen gehalten wird.

Für Sebastian Rieger gab es, als er nach der Matura am „Scheidewege" angelangt war, kein langes Besinnen: er ging „übers Brüagele" ins Priesterseminar und bereitete sich gründlich auf seinen späteren Beruf vor, der ihn nicht nur als Kooperator und Expositus von Dorf zu Dorf, sondern als „Pfarrer von ganz Tirol" sehen sollte. Am Peter- und Paul-Tag 1891 wurde er zum Priester geweiht. 1892 bezog er seinen ersten Seelsorgeposten in Stilles bei Salzburg, doch schon nach vier Monaten übersiedelte er in seine engere Heimat, in das damals noch zu Osttirol gehörende Sexten. Hier erwachte im jungen Kooperator der Dichter aufs neue. Er begann zu schreiben. Die damals frisch ins Leben gerufene „Brixner Chronik" druckte die Geschichten des Kooperators gerne ab. Und in Sexten erhielt er auch den Namen, der ihm das ganze Leben lang bleiben sollte: Reimmichl. „Sie sein mir a netter Reim-Michl", soll ein alter Bauer im Oberdorf zum Kooperator gesagt haben, als er entdeckte, daß er all das, was er ihm erzählt hatte, entsprechend erweitert und ausgebaut in der Zeitung wieder erschien. Reimmichl: der Name wurde zum Begriff. In wenigen Jahren kannte ihn jedes Kind im Lande und manche wußten gar nicht, daß sich dahinter der bescheidene Priester Sebastian Rieger verbarg.

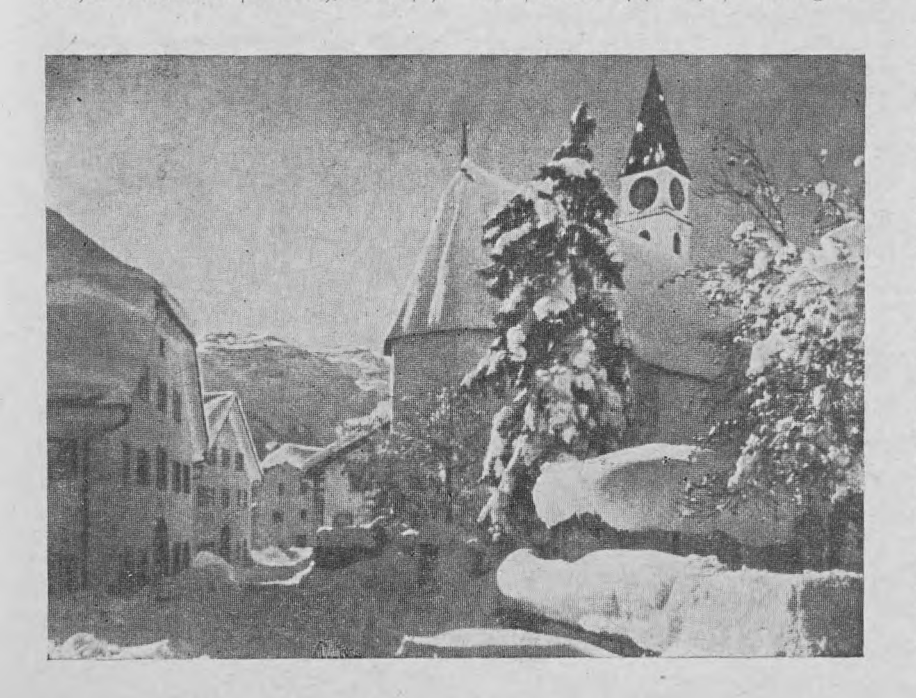
Dölsach war Reimmichls nächster Posten: 1894 bis 1897 wirkte er dort als Kooperator und dann – bevor das Jahr zu Ende war – berief man ihn an die Redaktion der „Brixner Chronik". Der Tiroler Presseapostel Fürstbischof Dr. Sigesmund Waitz wußte, daß er damit den richtigen Mann an den rechten Platz holte. Doch schon bald darauf wanderte der Reimmichl weiter, um sich ganz dem „Tiroler Volksboten", im Volk einfach „'s Bötl" genannt, zu verschreiben. Zuerst mußte er sich mit der Politik herumschlagen; doch das behagte ihm nicht. Bald überließ er dieses glitschige Zeitungsparkett seinem po-

litisch routinierteren Kollegen Msgr. Grinner, der denn auch jahrelang eine Säule im öffentlichen Leben des Landes war, und widmete sich dem unterhaltenden Teil des Blattes. Im „Bötl" erschienen nun Reimmichls Geschichten; das „Bötl" trug seine Sonntagspredigten ins Volk; besonders feierlicher Anlässe gedachte er in Gedichten. Alles aber wuchs aus einer schaffensfrohen, sonnigen, heiteren Seele und wußte im Tiroler Volk an die richtigen Saiten zu rühren.

Der Reimmichl war Schriftsteller geworden, aber die Seelsorge wollte er als Priester nicht missen: 1898 kam er als Expositus nach Gries am Brenner, 1914 als Kaplan nach Heiligkreuz bei Hall und dort blieb er auch, als er 1946 in den Ruhestand trat. Über den kleineren, engeren Kreis seiner Seelsorge hinaus aber wirkte er als Pfarrer von Tirol weiter: Durchs „Bötl", solang es lebte, durch den Reimmichlkalender, der bald nicht nur in allen Tiroler Stuben, sondern auch überall in Österreich, Deutschland und überall in fernen Ländern bis nach Amerika, wo Deutsche unter Fremden lebten, daheim war; durch seine Bücher, die in Millionen von Exemplaren seinen Namen ins Volk trugen.

Als Mensch hat sich der Reimmichl – ungewollt – selbst ein Denkmal gesetzt, als er seinen alten Pfarrer Trayer in Dölsach zeichnete. Wir können nichts Besseres tun, als dieses Selbstporträt hier zu wiederholen:

„Pfarrer Trayer verband mit gemütvoller Weichherzigkeit eine Selbstlosigkeit und ein Gutmeinen, wie man es seinesgleichen sucht. An sich selbst dachte er immer zuletzt. Wie er überhaupt mit sich streng, oft gar zu streng war. Von andern konnte er nichts anders als gut denken und diese gute Meinung, die er von jedem hegte, brachte ihn mehrmals in namhaften Schaden. Seine Freigebigkeit gegen Arme und Gäste ging oft fast zu weit. Im Umgang war Pfarrer Trayer die Liebenswürdigkeit selbst. Jedermann, auch Fremde und Unbekannte, wurden in seinem Pfarrhof mit gewinnender Herzlichkeit aufgenommen. Daher kam es auch, daß Pfarrer Trayer jederzeit Gäste hatte und daß man sich bei ihm im ersten Augenblick schon wohl und heimisch fühlte. Im ganzen Wesen des Mannes zeigte sich Edelmut und ein wahres, ungekünsteltes Benehmen. Wie er war, so gab er sich auch. Hinter dem Rücken übel reden war ihm von Grund auf verhaßt. In seiner Gegenwart durfte über den Nächsten nicht abgeurteilt werden. Geschah es dennoch, so wußte er hundert Entschuldigungen und Milderungsgründe für eine Tat des Nebenmenschen vorzubringen. . ."



War der Reimmichl ein Dichter? War er ein Künstler? Wer mit diesen Fragen an das Werk dieses Mannes herangeht, hat den ganzen Reimmichl nie begriffen. Sebastian Rieger war es nicht darum zu tun, in Literaturgeschichten einzugehen, Schrifttumspreise zu kassieren und Denkmäler der Literaturgeschichte zu schaffen. Er wollte erzählen, erzählend dem Volke predigen, wollte Freude spenden und dabei doch nicht versäumen, gewissermaßen zwischen den Zeilen mahnend Stimme und Finger zu heben. Liest man einen Reimmichl, wird man sich nachher fragen, warum man ihn denn so gern liest; weil man eben fühlt, daß es dem Reimmichl nicht darum geht, Stilwunder zu schaffen, Kunstwerke zu schreiben, sondern von seinem Volk zu erzählen, wie er es sah, wie er es erlebte, wie es sich ihm auf den Wegen, in den Stuben, am Krankenbett und vielleicht auch im Beichtstuhl zu erkennen gab. Da braucht es keinen Seelenkampf und keine Obduktionsbefunde über Gefühle. Das ist es, was den Reimmichl so wahr, so lebensnah, so urwüchsig macht. Die Reimmichl-Ge-

„Freue dich, o Maria, und frohlocke, und eile deinem Gott entgegen!“ So haben wir am 2. Februar in unserem Priestergebetbuch, im Brevier gebetet. Wir brauchen Maria erst gar nicht einzuladen, Gott engegen zu eilen. Sie ist seit ihrer Geburt bereits mit ihrem ganzen Herzen und mit ihrer ganzen Liebe bei Ihm und mit Ihm. Heute ist es, als wenn Maria diese Worte zu uns spräche. Als wenn die reinste Jungfrau uns einlüde, Freude an Gott zu finden und Ihm überall entgegenzueilen. Und wirklich: Maria hat nur eine einzige Muttersorge um uns, und diese Sorge heißt: Daß ihr alle, ihr von meinem Sohn am Kreuz erlösten Menschen, Gott den Dreieinigen so liebet und Ihm so andachtsvoll und demütig dienet, wie Gott in Seiner Liebe für euch Sünder es auch am Kreuze von Golgatha möglich gemacht hat!

---

schichten (und vor allem seine Kurzgeschichten) sind im Leben gewachsen; der Schreiber hat oft nur die Namen verändert, ein Quäntchen Moral hineingerührt und vor allem Humor, Sonne und Lebensfreude dazugewürzt.

Es würde zu weit führen, wollte man all seine Werke der Reihe nach anführen. Läßt der Reimmichl in Bänden wie „Alpenglühen“, „Bergschwalben“,, „Schellunter – Herzober“, „Der Fexpeter“ u. a. seine Gestalten in heiteren Kurzgeschichten vor uns treten, so gießt er den ganzen nicht nur ihm, sondern auch dem Volk innewohnenden Humor in die köstlichen Geschichten des „Kreuzkaspar“, des „Nant“ oder etwa in die „Geschichte eines bösen Buben“, die heute noch unsere Kinder Tränen lachen läßt. Am tiefsten ins Volk gefunden aber haben die Reimmichl-Romane. die, eh sie als Bücher erschienen, meist schon im „Bötl“ oder im „Kalender“ ihre Freunde gefunden hatten: „Das Geheimnis der Waldhoferin“, „Die Glocken von Hochwald“, „Esau und Jakob“, „Das Auge der Alpen“ und wie sie alle heißen, schöpfen aus der Vielfalt des Alltags des Bergvolkes. Schicksale von Menschen und Tälern rollen vor uns ab, immer wechseld, immer so, daß sie jeder, der seine Heimat in den Bergen hat, erleben könnte. Aber es ist nicht das unerbittliche Schicksal moderner Tragödien, sondern Schicksal, das Gott in der Hand hält, das er mit gütiger und weiser Hand zu gutem Ende führt.

Eines Werkleins möchte ich besonders gedenken Es ist „Weihnacht in Tirol“, das der Dichter selbst dem Andenken seiner Mutter widmete. Weihnacht ist nirgends in der Welt so traulich, so Fest des Herzens und der Familie wie in Tirol. Reimmichl aber hat in wenigen Kurzgeschichten und in zwei Geschichten den ganzen Zauber, das große Wunder der Weihnacht ausgeschöpft und seinem Volke geschenkt: Heimatliebe und inniges, lebendiges Wissen und Brauchtum, Familiensinn und das Wunder der Menschwerdung, die leuchtenden Kinderaugen unter dem Christbaum und die feierliche Weihe einer Heiligen Nacht im glitzernden Schneeland – all das vereint sich hier zu einem Kunstwerk, wie es nur dem Reimmichl gelingen konnte. Und wo ihm die Prosa zu einfach, zu schlicht schien, um die Schönheit der Weihnacht in Tirol zu besingen, da beginnt der Reimmichl, Verse zu schreiben: Verse, die ein Psalm des Tiroler Volkes sein könnten.

„Heb' einmal in' Himmel 's Tiroler Landl,
wie's liegt und wie's steht in sein Weihnachtsgewandl . . .“

Mit diesem Gebet ans Christkind schließt der Psalm der Reimmichl Weihnacht.

Nun, da der Mann, der uns soviel Freude und soviel Gutes schenkte, für immer von dieser Welt schied – daß er im Herzen des Tiroler Volkes eine bleibende Heimstadt gefunden hat, braucht man nicht erst zu sagen –, und da er dem Christkindl seiner „Weihnacht in Tirol“ näher sein wird als uns, wird der Reimmichl sicher nicht darauf vergessen, die Schlußverse seines Psalmes auch weiterzutragen: „Heb' einmal in' Himmel 's Tiroler Landl . . .“

Die letzten Stunden

In der Nacht von Montag auf Dienstag verschlimmerte sich das Befinden Msgr. Riegers plötzlich, so daß er wiederum in das Haller Krankenhaus gebracht werden mußte, das er vor einiger Zeit nach glücklich überstandener Operation verlassen hatte.

Am Mittwoch am frühen Nachmittag besuchte noch Msgr. Probst Dr. Weingartner von Innsbruck seinen alten Freund und engeren Landsmann. Reimmichl besprach mit ihm noch verschiedenes, äu-

---

Auf dem Titelblatt sehen wir die Basilika Unserer Lieben Frau von Fatima in Fatima

ßerte freilich auch in aller Ruhe, er werde noch am gleichen Tage sterben und wiederholte verschiedene Anordnungen für sein Begräbnis. Das Magnificat solle gesungen werden, keine „schwarze" Aufbahrung solle stattfinden und neben dem Requiem auch ein Lobamt gefeiert werden.

Gegen 3 Uhr nachmittags besuchte Reimmichls geistlicher Verwandter, H. H. Dr. Hans Brugger, Missionspriester, den Sterbenden. Reimmichl fragte noch, ob ihm wohl am Morgen die heilige Kommunion gereicht worden sei, das Gedächtnis hatte also offenbar schon gelitten. Als ihn Dr. Brugger beruhigte, war Reimmichl zufrieden. Um ein Viertel nach 3 Uhr begann der leichte, kurze und fast schmerzlose Todeskampf. Bei jedem Röcheln stieß der Sterbende sein Stoßgebetlein „Mein Gott" hervor. Gegen 3.45 Uhr verschied dann der große Volksdichter Tirols im Beisein seines geistlichen Verwandten und eines großen Teiles des Personals des Krankenhauses. Ruhig schlief er in eine bessere Welt hinüber.

Ein friedvolles Leben, das Gott der Herr bis wenige Monate vor dem Ende mit der Gnade ungeschmälerter Schaffenskraft gesegnet hatte, nahm ein ebenso friedvolles Ende. Der Herr hat seinem großen Künder schon auf dieser Welt mit einem leichten Tod vergolten. Er wird drüben sein ewiger Lohn sein.

Der Heilige Vater hat dem Verewigten erst vor kurzem den Päpstlichen Segen übermittelt.

R. I. P.

("Tiroler Nachrichten")

Bischof Bokenfohr O.M.I.

Kimberley, Die „größte Neuigkeit" — P. Alfons Vollmer O.M.J., der neue Sekretär von Bischof Bokenfohr, berichtet von der Eröffnung einer Schule in Taungs, in der 35 Eingeborenenmädchen unter der Leitung von Heiligkreuzschwestern als Krankenpflegerinnen ausgebildet werden; vom silbernen Jubiläum der St. Petersmission in Greenvint, wo der Bischof ein Pontifikalamt feierte und 108 Kinder firmte; vom goldenen Jubiläum der Grundsteinlegung der Kirche in Vryburg und von der „größten Neuigkeit", der Geldsorge des Bischofs für einen weißen Jungen, der in diesem Jahre das Noviziat beginnt, um sich dann in unserem Scholastikat in Natal auf den Priesterberuf vorzubereiten. „Er will Oblate werden. Wer hilft ihn unterstützen, damit er sein Ziel erreicht? Der Junge ist Vollwaise, der Vater und Mutter kurz nacheinander verloren hat. Die Kasse ist leer, aber trotzdem muß der Junge sein Ziel erreichen; denn wir können keinen versprechenden Beruf verlorengehen lassen aus Mangel an Geld! Der Herrgott wird's vergelten. Der arme Michael hat gute Zeugnisse und Empfehlungen. Hilfe ist deshalb erbeten."

Wir werden in nächster Zeit einen längeren Bericht über die Tätigkeit des verehrten Bischofs Joh. Bokenfohr O.M.J. im fernen Afrika bringen.

Zahlen aus der katholischen Weltmission — Nach der letzten Statistik der Kongregation der Glaubensverbreitung stehen 27,000 Priester, 9,500 Brüder, 62,000 Schwestern, 83,000 Katechisten und 92,000 Schullehrer im Dienst der katholischen Weltmission.



**Am 4. Februar starb nach langer schwerer Krankheit
im Alter von 79 Jahren der hochw.
Pater Paul Hilland O.M.J.
Die nächste Nummer des Marienboten wird
eingehender über den Verstorbenen berichten.**

Hieronymus Jaegen: ein „moderner" Heiliger

von Robert Ernst, Kaplan

Ob es „moderne" Heilige gibt? – Ist jeder Heilige nicht überzeitlich, weil auch Christus, sein Meister, überzeitlich ist? – Ist es nicht eine Entheiligung, einen Heiligen unter dem Gesichtswinkel der modernen Welt beleuchten und beurteilen zu wollen?

Gewiß, jeder Heilige ist in seinem tiefsten Wesen überzeitlich bzw. unzeitlich, da sein höchstes und einziges Ideal, Jesus Christus, selbst unzeitlich oder ewig ist. Der Heilige ist aber zugleich auch ein Kind seiner Zeit und Glied am wachsenden mystischen Christusleib. In dieser Hinsicht wird der Heilige jeder Zeitepoche nicht nur eine besondere Veranlagung und die besondere Bildung seiner Zeit in seinem Wesen und auf seinen Zügen tragen, sondern er wird auch sehr wahrscheinlich dem Heiligkeitsideal entsprechen, das der wachsende mystische Christusleib in jener bestimmten Zeitepoche erreicht hat. Christus hat nämlich Seine Kirche nicht als ein in jeder Dimension fertiges Ganzes geschaffen; Er will vielmehr, daß die von ihm keimhaft gegründete Kirche sich im Laufe der Zeiten in jeder Hinsicht entwickele und entfalte.

Das Heiligkeitsideal wandelt sich

Eine solche Entfaltung stellen wir auch fest betreffs des Heiligkeitideals in der Kirche. Es ist auffallend, wie dieses Ideal im Laufe der Jahrhunderte sich von einer starken Weltflucht zu einer förmlichen Weltsuche entwickelt.

Das erste klar geprägte Heiligkeitsideal des Christentums war nach der Verfolgung durch den römischen Staat das des Einsiedlers. Antonius der Einsiedler galt als der große Lehrmeister. Dann wandelte sich diese „Heiligkeitsform" und ward zum Bußorden, allerdings noch in der Wüste, fern der Welt. Eine weitere Entwicklung brachte das 6. Jahrhundert. Benedikt wollte, daß seine Mönche der Welt die christliche Vollkommenheit vorlebten. Er baute seine Klöster auf hohen Bergen in der Nähe der Städte. Aus diesen zogen schon bald hervorragende Missionare in die Welt hinaus. Im 13. Jahrhundert gründeten Franziskus und Dominikus zwar noch festgegründete Ordensgemeinschaften, aber die Aufgaben ihrer geistlichen Söhne waren draußen in der Welt, auf Straßen und Plätzen, in Schulen und Universitäten. Noch weit weltoffener dachte Ignatius und die ihm geistig verwandten Ordensstifter des 16. Jahrhunderts. Das Kloster war ihnen wie eine Schule, wie eine Kaserne, um Welteroberer heranzubilden. Endlich stiegen der Ordensmann und die Ordensfrau, unter der Führung des hl. Vinzenz von Paul und anderer Ordensstifter, als Engel der Caritas, mitten hinein in die Sorgen und Leiden der verlassensten Menschen. Als „Barmherziger Bruder" oder „Barmherzige Schwester" wählen sie sich als Heimat das Krankenhaus, das ärmste Wohnviertel einer Großstadt oder das elendeste Dorf der Urwaldneger.

Folgen wir dieser Entwicklung des Heiligkeitsideals, so scheint uns, daß das Idealbild des modernen Christen sei: Der Heilige mitten in der Welt!

Damit soll keineswegs das Ordens- oder Klosterleben als solches irgendwie als rückständig getadelt werden. Jedes in der Kirche einmal festgelegte Ideal soll weiterleben und weiterblühen bis zum Ende der Zeiten. Aber unsere heilige Kirche ist so weit, so katholisch, so allumfassend, daß sie die Entfaltung eines neuen Ideals stets willkommen heißt und freudig fördert.

Zum Ideal des Christen in der Welt schreibt Adolf Rademacher: „Die Welt der Gegenwart verlangt nach dem neuen Heiligen, der neben die alten, ehrwürdigen Gestalten unserer Legenden treten soll, dem heiligen Diesseitsmenschen, dem Menschen, der alle Zeiten edlen Menschentums in der Rangstufe aller Wahrhaftigkeit harmonisch verbindet und dieses Menschentum wieder paart mit lebendigem Gottesglauben, starker Gottesliebe und opferfreudiger Einordnung in das kirchliche Leben. Es muß unter uns den heiligen Beamten, den heiligen Kaufmann, den heiligen Industriellen, den heiligen Gelehrten, den heiligen Politiker, den heiligen Arbeiter, den heiligen Landmann, die heilige Frau aus dem Volke, die heilige Dame von Bildung und gesellschaftlichem Rang geben. Der heilige Diesseitsmensch muß mitwirken, die neue Familie, den neuen Staat, die neue Gesellschaft, die neue Menschheit,

die neue Schöpfung, das neue Reich Gottes heraufzuführen.“ (Religion und Leben, Freiburg.)

Damit soll nicht gesagt werden, daß das Klosterleben altmodisch sei. Nein, der Ordensberuf zum Klosterleben ist und bleibt als solcher das hervorragendste Ideal eines Christen. Was wir aber hier hervorheben wollen, ist, daß das vollkommene Leben mitten in der Welt auch eine Berufung Gottes ist, und daß dieser Beruf gerade heute der aktuellste und verantwortungsvollste ist. Die wildbewegte, irrende Welt sucht Leuchttürme; und diese Leuchttürme, an denen sich die modernen Menschen zurechtfinden, sind die „modernen Heiligen“, d. h. die betenden, liebenden, sühnenden, ringenden, schaffenden, nach Vollkommenheit strebenden Christen mitten im Weltgetriebe!

Der heiligmäßige Bankdirektor

Ein solcher Christ war Hieronymus Jaegen.

Niemand wird leugnen, daß Hieronymus Jaegen während seines ganzen Lebens in der Welt geschafft und gerungen hat. Seine kurze Biographie, die er ein Jahr vor seinem Tode auf die Forderung seines Beichtvaters verfaßte, legt dafür ein klares Zeugnis ab. Geboren am 23. 8. 1841 zu Trier, besuchte Jaegen bis 1860 die Schulen seiner Vaterstadt. 1860–63 hörte er Vorlesungen am Berliner Gewerbeinstitut. 1863 wurde er Ingenieur in der Maschinenfabrik Lais in Trier. Nach seiner Dienstzeit 1864 bis 1865 mußte er 1866 den Feldzug in Böhmen mitmachen. 1879 vertauschte er seine Stelle als Ingenieur mit der eines Bankdirektors in Trier. 1899 bis 1908 war H. Jaegen Landtagsabgeordneter. Er starb am 26. 1. 1919. Die Atmosphäre, in der Jaegens Leben sich bewegte, war gewiß nicht die eines Klosters. Die Hast der industriellen Betriebe, das eintönige Surren der Maschinen, die restlosen Zahlenreiher, das mechanische Geldzählen, waren keine Dinge, um das Herz des Menschen zu Gott zu erheben. Und doch war der Ingenieur und Bankdirektor Jaegen ein heiligmäßiger Gottesmann.

Einige seiner Kollegen bezeugen von ihm: „Jaegen war ein Muster der Uneigennützigkeit, Friedfertigkeit, Bescheidenheit, Zurückhaltung. Auch habe ich nie ein Wort der Klatschsucht oder des Tadels über andere von ihm gehört. Er war kein Streber, doch außerordentlich fleißig und erfüllte die ihm von dem Abgeordneten-Hause auferleate Aufgabe musterhaft und pünktlich. . . Es laa ihm fern, sich seiner verdienstvollen Arbeiten zu rühmen . . .“

Sei gegrüsst

Sei gegrüßt, o Du Reine,
Die ich minne, die ich meine,
Königin im Himmelssaal!
Hochgebenedeite Fraue,
Der ich ganz mein Herz vertraue,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

Du im höchsten Heiligtume,
Heimatfrohe Wunderblume,
Hold erblüht im Erdental,
Fleckenlose, dornenlose,
Du geheimnisvolle Rose,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

Taubenfromme, lilienklare,
Ungetrübte, sündenbare,
Jungfrau, die nach ew'ger Wahl
Gott, der Schöpfer aller Wesen,
Sich zur Mutter auserlesen,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

Hohe Heilige, Dich preisen
In unsagbar süßen Weisen
Geisterchöre ohne Zahl.
Auch von uns, den Staubgeborenen,
Doch aus Huld zum Heil erkorenen,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

Stern im dunklen Lebensmeere,
Himmelsleuchte, stille hehre,
Send' uns Irren Deinen Strahl!
In der Wetter Sturm und Toben
Sei gegrüßt, Du Licht von oben,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

Wenn wir trauern und verzagen
Und nicht aufzublicken wagen
In des Herzens banger Qual:
Hör' uns, wie wir ferne stehen
Und nur leis' und schüchtern flehen,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

O Du Eine, O Du Reine,
Die ich minne, die ich meine,
Königin im Himmelssaal:
Hochgebenedeite Fraue,
Der ich ganz mein Herz vertraue,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

F. W. Weber

„Es ging von ihm eine Atmosphäre der Ruhe, des Friedens und der Sammlung aus. Niemals habe ich von ihm auch nur ein einziges unvorsichtiges oder liebloses Wort gehört . . . Wohl habe ich ihn manchmal ernst und schweigsam gesehen, niemals aber lieblos und schroff."

„In der Kapelle des St. Anna-Stifts war Freund Jaegen oft zu finden, nicht nur regelmäßig beim hl. Meßopfer, bei den Andachten und beim Ewigen Gebet, sondern oft, ja fast jedesmal, wenn ich in die Kapelle trat. In ihr traf ich den lieben, guten Kollegen immer in der gleichen Stellung, auf den Knien, die Hände schlicht gefaltet, unbeweglich, den Blick stets auf den Tabernakel gerichtet, meist ohne Gebetbuch, in Anbetung oder Betrachtung versunken!"

Hieronymus Jaegen war aber nicht nur ein nach Vollkommenheit strebender heiligmäßiger Mensch, sondern auch, obschon mitten in der Welt, ein wahrer M y s t i k e r. Er selbst beschreibt uns seinen mystischen Aufstieg zu Gott in seinen beiden Büchern: „Der Kampf ums höchste Gut" und „Das mystische Gnadenleben". Letzteres ist vor vier Jahren in 4. Auflage mit einem Vorwort und mit wertvollen Anmerkungen von Professor Dr. Ign. Backes im Kerle Verlag (Heidelberg) erschienen.

Das vollkommene Leben mitten in der Welt

Jaegen selbst behandelt in diesen beiden Werken die Frage, ob es möglich sei, ein vollkommenes, ja ein mystisches Leben „mitten in der Welt" zu führen. In der Vorrede zur 4. Auflage seines Buches „Der Kampf ums höchste Gut" schreibt er: „Sehr viele eifrige Katholiken beiderlei Geschlechts glauben, sie könnten ihre Sehnsucht nach einer innigen Vereinigung mit Gott nur in einem Kloster erreichen. . . Ich habe mich bemüht, zu zeigen, daß auch die inmitten der Welt lebenden guten Katholiken . . .alle Stadien des geistigen Lebens bis zum höchsten Gipfel durchleben können . . . Inmitten der Welt, und doch von ihr unberührt, sollen sie mit allem Eifer Christus nachfolgen, der ja auch inmitten der Welt gelebt hat, und dort sollen sie nach der innigsten Vereinigung mit ihm streben. Je schwieriger ihnen dieser außergewöhnliche Kampf wird, desto mehr wird der unendlich mächtige Gott sie durch seine außergewöhnlichen Gnaden im Kampfe unterstützen (S. 9–10).

Hieronymus Jaegen will aber nicht mißverstanden werden. Auch er behauptet ausdrücklich, der Ordensstand sei an sich vollkommener als das Leben in der Welt (S. 21). Aber er fügt hinzu: „Was aber in solcher Weise als Stand vollkommener ist, das ist noch nicht für einen jeden Menschen das Vollkommenere. Für den einzelnen ist jener Stand der vollkommenste, den Gott für ihn bestimmt hat" (S. 21).

„Lasse dich", schreibt Jaegen, „nicht hinreißen von dem Jagen, und Treiben um dich her. Nimm soviel Rücksicht auf die Welt, als sie nach göttlicher Anordnung ein Recht über dich hat. Stehe einsam und fest wie der Fels im tobenden Meere. Sei und bleibe ein echter Christ in deinem Denken, Reden und Handeln. Lebe du nach echt christlichen Grundsätzen, wenn auch alle um dich her es anders machen und über dich spötteln." (ebd. S. 28)

Hieronimus Jaegen hat selbst nach diesen Grundsätzen gelebt und durfte erfahren, daß Gott solchen Seelen, – wenn nach Seiner heiligen Bestimmung ihre Gnadenstunde geschlagen hat –, die geheimnisvollen Tiefen der Mystik erschließt, ohne daß dadurch die Erfüllung ihrer Standespflichten irgendwie beeinträchtigt würde. Durch diese mystische Vereinigung mit Christus, schreibt Jaegen, „kommt eine andauernde himmlische Ruhe über die Seele. Diese Ruhe bewirkt, daß der Mensch alle seine Angelegenheiten, Gedanken und Handlungen unwillkürlich und dauernd Gott zuwendet." (Myst. Gnadenleben. 3. Auflage. S. 182)

Als „moderner Heiliger" ist H. Jaegen schon vielen Christen mitten in der Welt ein leuchtendes Ideal. Selbst über Deutschlands Grenzen hinaus ist Jaegen kein Unbekannter mehr. Wir erinnern hier nur an das in französischer Sprache erschienene Buch von Francis Delvaux: Un Saint de la Banque, Jerome Jaegen (Brügge, Beyaert, 1939), und an das in flämischer Sprache erschienene Werk des flämischen Kapuzinerpaters Prof. Romuald: Een heilig Bankier (Antwerpen, 1938). Auch der Verfasser dieses Artikels legte die hier nur kurz angedeuteten Gedanken ausführlicher dar in seiner Schrift „Hieronymus Jaegen, ein Heiliger der neuen Zeit" (Eupen, Verlag Braun, 1946. Auslieferung für Deutschland: Siegfr. Hacker, Gröbenzell b. München), die auch in flämischer Sprache (Tielt, Verlag Lanoo) erschienen ist.

* * *

„Es ist Gottes heiliger Wille, daß uns alle Gnaden durch Maria kommen."

St. Bernhard

Der stumme Warner

von Peter Freppert

Das schmucke Forsthaus mit dem gewaltigen Hirschgeweih über der gewaltigen Tür, schon einige Jahrzehnte lang an seine königliche Einsamkeit mitten im Walde gewöhnt, mochte sich nicht schlecht über die seltsame Nachbarschaft wundern, die ihm fast über Nacht, in dem niedrigen Barakkenlager entstanden war. Der uns zugefallene Dienst ließ uns einige Freizeit, und da mit ihr in der Einsamkeit, wenn man nicht gerade lesen wollte, oder Briefe zu schreiben hatte, nichts besseres anzufangen war, begleitete ich den Förster manchmal auf seinen Gängen durchs Revier oder saß auch einmal am Abend oder in den frühen Morgenstunden mit ihm auf Bock und Schwarzwild an. Revierförster Hillers war ein rüstiger Sechsziger aber er galt als ein wenig schrullenhaft und absonderlich. Etwas rauhborstig im Umgang, war er sonst ganz der Typ des alten korrekten Forstbeamten, und ich brauchte nicht lange um festzustellen, daß unter der etwas rauhen Schale ein guter Kern steckte und der Alte für Mensch und Tier ein Herz hatte.

Nach einiger Zeit begann ich mich darüber zu wundern, daß Hillers seine Pirsch- und Kontrollgänge immer so einrichtete, daß wir zuletzt an der kleinen Waldkapelle vorbeikamen, die, wie verloren; in der unendlichen Ausdehnung des Forstes unter einer hohen Eichengruppe, vieleicht tausend Meter entfernt vom Forsthaus auf einem kleinen Hügel lag. Immer ruhten wir uns dann ein wenig auf der rohgezimmerten Bank vor der Kapelle aus, und fast jedesmal geschah es, daß Hillers sich nach einer Weile erhob und ohne ein Wort oder eine Geste der Einladung an mich, allein das Innere der Kapelle betrat. Revierförster Hillers war bestimmt nicht das, was man einen Frömmler oder Betbruder hätte nennen können und seine Besuche in der Kapelle, deren schmuckloser Altar, wie ich gelegentlich feststellte, nichts anders, als eine ziemlich kunstlose, holzgeschnitzte Madonnenfigur mit dem Kinde trug, dauerten auch niemals länger, als einer braucht um ein „Ave" zu sprechen. Schwer war es aber immer nach einem solchen Besuch mit Hillers wieder ins Gespräch zu kommen. Eine Weile saß er dann wohl noch nachdenklich neben mir um plötzlich wortlos aufzubrechen.

Irgend etwas besonderes mußte den Alten zu der einsamen Waldkapelle hinziehen aber es schien mir indiskret ihn mit Fragen zu belästigen und es hatte auch vorläufig nicht den Anschein, als ob er von sich aus das Geheimnis, falls es sich um ein solches handelte, preisgeben wolle.

Eines Abends aber, es war im Sommer und draußen vor dem Forst wuchs das Korn in die Reife. Das Laubwerk des Waldes erschien selbst am Abend noch erschlafft von der sommerlichen Hitze, die während des Tages über ihm gebrütet hatte. Hechelnd lag der schöne Hühnerhund des Försters zu meinen Füßen, als Hillers, der seinen kurzen Besuch in der Kapelle beendet hatte, wieder heraustrat und sich neben mir niederließ. Mit einer seltsamen Zärtlichkeit ruhte sein Auge auf dem Hund, der sich jetzt bemühte, dicht vor unseren Füßen das Laub beiseite zu scharren um sich ein kühleres Lager zu schaffen. „So sah auch Tyras aus", sagte er nach einer Weile und seine Hand kraulte gedankenverloren den Kopf des Tieres. „Ach so, Sie wissen ja nicht was es mit Tyras auf sich hatte", fuhr er, als er meinen verständnislosen Blick bemerkte, fort, um dann plötzlich eine Frage zu stellen, die ich am allerwenigsten von diesem, so nüchtern denkenden Manne erwartet hätte: „Glau-

Maria Immakulata

Du Gnadenquell, du bist die Macht,
die rings die böse Flut verjagt,
die unbefleckt fürs Gute wacht,
die Mut uns gibt, der niemals zagt.

Erfülle uns mit deiner Saat,
die unbeirrt der Schlange Gift
besiegt, wo immer auch der Pfad
des Herzens auf sein Drohen trifft.

Walter Rodlauer

Ganz wie Christus müssen wir werden, der Sohn Gottes und Sohn Mariens ist. Beiden, Seinem himmlischen Vater und Seiner jungfräulichen Mutter, ist Er Sohn in vollkommenster Treue und in vollkommenster Liebe. Christ sein heißt wie Christus sein zu suchen. Wollten wir diesen Grundsatz nicht annehmen, dann wäre unser Christentum Lüge. Wie Christus sein zu suchen heißt jedoch: Sei in allem ein vollkommener Sohn, eine vollkommene Tochter des himmlischen Vaters, so wie du es im Taufgelübde versprochen hast, und sei auch in allem treuer und liebender Sohn, verehrende und demütige gehorsame Tochter unserer Mutter Maria!

* * *

ben Sie, daß der Herrgott ein Tier dazu benutzen kann um uns vor einer großen Gefahr, einem drohenden Unglück zu warnen und zu bewahren?" Ich wußte nicht wo mein Begleiter hinauswollte und schwieg. „Sie glauben es nicht", sagte er erregt, weil er mein Schweigen wohl als eine Verneinung der Frage auffaßte. „Ich will Ihnen die Geschichte von Thras erzählen, sie klingt zwar eigentümlich aber sie ist so wahr, wie wir hier zusammensitzen, denn ich habe sie selbst miterlebt.

Es sind gerade dreißig Jahre her", fuhr er fort, „und vielleicht liegt es an dem heutigen Jahrestag des Geschehnisses, daß mich die Erinnerung heute noch weniger als sonst losläßt. Man hatte mir, nachdem die schmalen Jahre meiner Hilfsförsterzeit vorbei waren, die damals neugeschaffene Stelle eines Revierförsters hier übertragen. Ich war mit der Tochter meines früheren Chefs schon seit Jahren verlobt und nach der Übertragung der Stelle an mich heirateten wir, obwohl das neue Forsthaus hier sich noch im Bau befand und noch keine Wohnungsmöglichkeit vorhanden war. Meine Frau sollte vorläufig noch bei ihren Eltern bleiben, während ich allein herreiste und den Dienst aufnahm. An der Stelle der heutigen Kapelle errichtete ich mir damals eine Blockhütte, einesteils, weil mir die nächste Ortschaft, in der ich vielleicht Quartier und Beköstigung gefunden hätte zu weit vom Revier ablag, mehr aber noch aus Ersparungsgründen, weil wir jeden Pfennig zu Anschaffunund für den Haushalt benötigten. Mit Thras, meinem damaligen Hühnerhund, der ein Geschenk meines Schwiegervaters war, hauste ich recht und schlecht in meiner Blockhütte und wartete ungeduldig auf die Fertigstellung des Forsthauses, dessen Vollendung uns endlich ein Zusammenleben, wie es Eheleuten ansteht, ermöglichen sollte. Genau so sehnsüchtig wie ich auf diesen Zeitpunkt wartete, wartete auch meine Frau darauf und als dann, durch einen unvorhergesehenen Umstand noch eine Verzögerung des Baues eintrat, war ihre Geduld am Ende. Sie packte ihre notwendigsten Sachen zusammen und zog zu mir in die Blockhütte. Das Warten sei dann weniger langweilig, meinte sie und ich fand das auch und hatte nichts dagegen, daß meine Frau bei mir blieb und für mich sorgte. Lange sollte es ja doch nicht mehr dauern, bis wir in unsere richtige Wohnung einziehen konnten." Der Erzähler machte eine Pause und kraulte wieder den Kopf des Hundes zu seinen Füßen.

„Es war eine schöne Zeit, dieses erste, zweisame Alleinsein in dem begrenzten Raum der Hütte. Wir liebten uns, wie nur zwei Menschen sich lieben können und unsere Tage waren randvoll des Glückes. Nein, ich möchte sie in meinem Leben nicht missen, diese Zeit, und meine Frau ebensowenig, und dennoch habe ich mir später, als das Furchtbare geschehen war, oft Vorwürfe gemacht, daß ich leichtsinnig gehandelt habe, weil ich meine Frau nicht, wie es richtig gewesen wäre, zu ihren Eltern zurückbrachte, um sie erst später, nach Fertigstellung der Wohnung zu mir zu nehmen.

Oft mußte ich damals in den Nächten hinaus ins Revier. Eine gefürchtete Wilddiebbande machte die Gegend unsicher. Meine Frau ließ mich nur ungern hinaus und ich mußte ihr versprechen, vorsichtig zu sein, denn es war ihr zu Ohren gekommen, daß die Bande, weil ich sie rücksichtslos verfolgte, einen besonderen Haß auf mich, ‚Den Neuen', wie sie mich nannten, hatte. Eines Tages aber war die Bande wie vom Erdboden verschwunden. Ich glaubte schon, den Sieg davon getragen zu haben, als ich an einem Sommerabend von einem Boten ins Nachbarrevier gerufen wurde. Die Bande hatte nur den Ort ihres verbrecherischen Tuns gewechselt und meinem Kollegen war es nun gelungen, ihren Schlupfwinkel ausfindig zu machen. Gemeinsam mit mir und einem anderen Kollegen hoffte er, die Wilddiebe in dieser Nacht auf frischer Tat zu stellen.

Als ich zum Aufbruch rüstete,

sagte ich meiner Frau, um sie nicht zu beunruhigen, daß ich einen der üblichen Gänge durchs Revier machen wollte. Ärgerlich war ich schon den ganzen Nachmittag über das Verhalten meines Hundes. Tyras lag mit eingeklemmter Rute draußen vor der Blockhütte und winselte und jaulte, trotz aller meiner Beruhigungsversuche, immer wieder leise vor sich hin. Als ich die Hütte verlassen wollte, versuchte er mir sogar knurrend den Weg zu verlegen. Was hatte der Hund nur? – Ich wies ihn zurecht und ging davon. Unterwegs aber merkte ich, daß der Hund mir, trotz meiner Weisung, zurückzubleiben, folgte. Zornig ging ich zurück, um ihn für seine Unfolgsamkeit abzustrafen. Aber er drückte sich ins Gebüsch und zum erstenmal gehorchte er auch meinem Befehl, heranzukommen, nicht. Ich mußte weiter und hatte keine Zeit, mich länger mit ihm aufzuhalten. Auf jeden Fall nahm ich mir vor, ihm bei meiner Rückkehr eine Lektion zu erteilen, die ihn vor seinen verrückten Einfällen kurieren sollte. Eilig strebte ich durch den Wald dem verabredeten Treffpunkt zu und da, da tauchte auch der Hund wieder auf und blieb mir, allerdings in einiger Entfernung, auf den Fersen. Wütend bepflasterte ich ihn zuletzt mit Vogelschrot. Schmerzhaft wimmerte das Tier auf und als ich weiter dem Treffpunkt zustrebte, bekam ich ihn nicht mehr zu Gesicht, die brennenden Schrotkörner hatten wohl ihre Wirkung nicht verfehlt.

Meine beiden Kollegen waren noch nicht anwesend und ich mußte, trotz meines Aufenthaltes, den Tyras verursacht hatte warten und da, ich traute meinen Augen nicht, erschien auch der Hund wieder. Hinkend und blutend kroch er zu mir heran. Einige Schrotkörner hatten seine Hinterkeule getroffen. Die Sache erschien mir nun doch rätselhaft, zumal Tyras versuchte, mich mit allen möglichen Gebärden dahin zu bringen, mit ihm den Rückweg anzutreten. Als ich nicht dazu zu bewegen war, setzte er sich zitternd zu meinen Füßen und schnupperte mit allen Zeichen einer unerklärlichen Unruhe nach Westen, wo wir hergekommen waren. Die Unruhe des Tieres aber ging zuletzt auf mich über. Ich erinnerte mich, mehr als einmal gehört zu haben, daß Hunde Unheil vorausahnen. Plötzlich litt es mich nicht mehr auf dem Baumstamm, auf den ich mich wartend niedergelassen hatte. Der Gedanke, daß irgend ein Unglück zu Hause geschehen könnte, trieb mich auf. Sofort schlug der Hund vor mir den Rückweg ein und lief nun, so gut er es noch vermochte, schweifwedelnd und seine Freude manchmal durch ein Aufbellen kundzutun, vor mir her.

Die Vernunft stellte sich noch einmal gegen mein Beginnen. – Was sollten die Kollegen von mir denken, wenn ich sie im Stich ließ? Schließlich war ein Hund doch nur ein unvernünftiges Geschöpf. – Zuletzt aber warf ich alle diese vernünftigen Überlegungen wieder über den Haufen. ein rätselhaftes Drängen, dem Hund zu folgen, war in mir und dann eilte ich, schneller als ich gekommen war, den Weg zurück.

Nach einer Weile glaubte ich, leichten Brandgeruch zu bemerken und ein seltsames Knistern drang an mein Ohr. – Ein Waldbrand vielleicht? Es wäre nicht ausgeschlossen bei dieser trockenen Witterung! – Ich eilte weiter, und dann gewahrte das Auge auch in der anbrechenden Dämmerung den hellen zuckenden Schein in der Ferne. – Das mußte doch – ja es mußte in der Nähe der Blockhütte sein, wo der Brand tobte. Meine Frau war allein, schlief bestimmt ahnungslos in der Hütte. Wenn nun das Feuer die Hütte miterfaßte?! Ich lief, wie ich nie in meinem Leben gelaufen bin . . ." Hillers war in der Erregung, die das Erlebnis auch jetzt, nach dreißig Jahren noch wachrief, aufgestanden und trat einige Schritte auf und ab. „Ich kam noch rechtzeitig, damals", sagte er, als ich ihn wieder neben mich auf die Bank gezogen hatte. „Meine Frau wäre ohne mein Dazwischentreten rettungslos verloren gewesen, denn sie schlief tatsächlich ahnungslos, und die Hütte brannte, kaum daß ich sie geborgen hatte, bis auf den Grund ab. –

Später haben wir an ihrer Stelle die Kapelle erbaut und unter der Bank, auf der wir sitzen, habe ich Tyras begraben. Seit jenem Vorfall aber weiß ich, daß Tiere die Boten Gottes sein können und daß man auf sie achten sollte, so unverständlich ihr Gebaren auch manchmal erscheint."

Revierförster Hillers erhob sich und wir schritten durch den Wald, über den die Sommernacht inzwischen ihr spätes Dunkel gebreitet hatte, nach Hause.

* * *

„Maria, die Mutter der Barmherzigkeit, ist uns der beste Beweis, daß Gott nicht nur Wahrheit ist und Weisheit und Sein, sondern auch Güte und Liebe!"

Mutterherz ueber dem Ozean

Erzählung von Ina Körschgen

Das silbrig glänzende Flugzeug der Pan-Amerika-Linie flog über dem Atlantik. Die Passagiere saßen teils in Gruppen in dem behaglichen Klubraum, teils hatten sie in der Flugkabine ihre Plätze belegt und hingen ihren Gedanken nach oder lasen in einem Buch. Eine Dame, die mit äußerst modischer Eleganz gekleidet war, legte gelangweilt die Zeitschrift aus ihren Händen. Die Stewardeß reichte ihr eine Tasse Kaffee und fragte das alte Mütterchen, das neben der bekannten Schauspielerin ihren Platz hatte, nach seinen Wünschen. Die Alte schüttelte mit einem leise gesprochenen „Danke" den Kopf. Ihrer äußeren Erscheinung nach paßte sie keineswegs in die Gesellschaft der Fluggäste. Ihre fast eisgrauen Haare waren mit einem dunklen Seidenkopftuch bedeckt, dessen Fransen über ihre in Bauernart eng gearbeitete Jacke fielen. Der faltenreiche Rock ging bis an die in kräftigen Schnürschuhen stekkenden Füße. Unbeweglich saß die alte Frau auf ihrem Sitz, unablässig starrte ihr Blick durch das runde Kabinenfenster hinaus in die blaue Weite. Ihre Lippen bewegten sich in leisem Rhythmus. Die Schauspielerin nippte an ihrer Tasse, dann sah sie, daß unter den rissigen Händen ihrer Nachbarin ein Rosenkranz lag. Sie betet, dachte sie, und ihre purpurroten Lippen verzogen sich in leichtem Spott. Angst, sie wird aus lauter Angst beten. – Ein leiser Seufzer entrang sich jetzt der Brust der alten Frau, dann wandte sie ihre Augen von dem Fenster ab. Mit einem Lächeln, das sie dem blauen Himmel entlehnt zu haben schien, blickte sie vor sich hin.

„Haben sie Angst?", fragte die Schauspielerin mehr aus Neugier als aus Teilnahme.

„Angst?" Das Lächeln auf den runzeligen Zügen vertiefte sich. Sie folgte den Blicken der jungen Frau, die den Rosenkranz betrachteten.

„Ach, darum meinen Sie, weil ich gebetet habe? Nein, nicht aus Angst, es war das letzte Gebet, das ich für meine gefallenen Söhne in Reichweite der Heimat sprechen konnte."

Wieder ging ihr Blick in die blaue Weite, die das Flugzeug durcheilte.

„Da hinten, in der Richtung liegen sie. Franz, der Ältere in Italien und Peter, der Jüngste, in Rußland. Ich durfte niemals an ihren Gräbern stehen. Als wir unsere Heimat im Osten verlassen mußten, fiel meine Schwiegertochter einem Fliegerangriff zum Opfer. Glauben Sie mir, ich wäre gern an ihrer Stelle gestorben. Mein Mann war schon lange tot. Aber ich durfte noch nicht sterben. Ich bin mit Antje, meinem Enkelkind in den Westen gekommen und habe sie zu einem tüchtigen Mädchen herangebildet. Wissen Sie, ich konnte all das Unglück überwinden, denn ich durfte wieder Mutter sein. Ich habe für andere gewaschen und genäht. Dem Kind hat es an nichts gefehlt. Nur fehlte sie mir eines Tages, als ein Amerikaner sie als seine Frau heimholte in das ferne Land. Dann war ich ganz allein. Aber jetzt", ihre alten Augen schienen jugendlichen Glanz zu bekommen, „jetzt ist alles wieder gut. Sie erwartet das zweite. Das erste ist noch nicht zwei Jahre alt. Es geht ihnen gut. Sie haben ein großes Geschäft. Da kann sie sich um die Kleinen nicht kümmern. Ich soll die Kinder warten, darf sie pflegen und hätscheln", das glückliche Lächeln in dem alten Gesicht schien die Runzeln zu glätten, „ich werde wieder Mutter sein", fügte sie mit leiser Stimme hinzu.

Die mit glänzenden Ringen

* * *

„Ich bin die Mutter der schönen Liebe, der Gottesfurcht, der wahren Weisheit und der heiligen Hoffnung." So spricht es aus unserem Priesterbrevier am 11. Februar, am Festtage Unserer Lieben Frau von Lourdes. Wie notwendig uns doch gerade diese Tugenden sind: Die schöne, reine Liebe zu Gott, die heilige Furcht, durch Sünde den ewigen Vater zu beleidigen, die wahre Weisheit des Lebens, des Sterbens und der Sehnsucht nach Gott, und die heilige Hoffnung, das feste Vertrauen, daß Gottes Gnade stark genug ist, unseren guten Willen im Kampf gegen alles Sündenübel zum Siege zu verhelfen, so daß wir einmal doch dorthin gelangen können, wo es nichts Schlechtes mehr gibt, wo alles Glück ist und Gott!

geschmückte Hand der Schauspielerin senkte sich auf die verarbeiteten Hände der Alten.

„Sie haben den schönsten Beruf", sagte sie und wischte mit dem manikürten Finger eine Träne aus ihren Augen.

Als das Flugzeug auf dem Rollfeld in New York ankam, standen einige wohlgekleidete Herren an der Treppe. Die Schauspielerin nahm lächelnd und dankend den kostbaren Strauß exotischer Blumen in Empfang, drehte sich um und legte ihn in den Arm der Greisin, die jetzt von der Stewardeß geführt, am Ende der Treppe angekommen war.

„Meine Herren", sagte die junge Frau, „ich danke Ihnen für die Ehrung, aber glauben Sie es mir, die Blumen sind bei meiner alten Freundin besser am Platze."

Dann nahm sie die alte Frau am Arm und führte sie sorgsam an das Flugzeug, das sie zu ihren Kindern bringen sollte. Sie winkte noch lange mit ihrem buntleuchtenden Schal dem Flugzeug nach. Als der Silbervogel ihren Blicken entschwunden war, wandte sie sich an die Herren, die etwas abseits standen und teils mit spöttischen, teils mit fragenden Mienen die Szene verfolgt hatten.

„Ich beneide diese Frau", sagte sie und schämte sich der Tränen nicht, die in ihren Augen glänzten.

Von Jesus, von Bettlern und den Reichen

Und vor der Synagoge sprach Jesus zu den Bettlern, die am Boden kauerten oder schliefen. Er sagte zu ihnen: „Worauf wartet ihr?"

Sie aber schenkten ihm kein Gehör.

Aber Jesus fuhr fort mit dem, was er ihnen zu sagen hatte:

„Wenn ich euch sagte: ‚Laßt uns zusammen arbeiten', würde kein einziger von euch aufstehn. Und wenn ich euch sagte: ‚Ich will euch meinen Geldbeutel und mein Brot geben', würden eure Hände und eure Gesichter bereit sein. Glaubt ihr aber, ich werde anders mit euch verfahren, als ihr mit mir? Ihr wollt empfangen und nichts geben, ich aber sage euch, ihr werdet nur in dem Maß empfangen, wie ihr gebt!"

Als er sie verließ, erhob sich aber einer der Bettler und lief ihm nach und wälzte sich auf dem Boden zu seinen Füßen: „Meister, was sollen wir tun? Wo wir uns hinwenden, werden wir wie Hunde behandelt, wir werden aufgenommen, gefüttert, fortgejagt, und nirgends ist ein Platz für uns. Du aber hast zu uns gesprochen, als ob wir Menschen wären."

Jesus hieß ihn aufstehen. Und er gesellte sich zu Jesus und seinen Jüngern.

Vor der Synagoge stand eine Gruppe von Ältesten und Pharisäern, weil es Sabbat war. Jesus grüßte sie, als er an ihnen vorüberging, und sie alle wandten den Kopf ab und schwiegen. Jesus stellte sich aufrecht vor sie hin und sagte: „Wißt ihr denn, wer ihr seid, Weibersöhne?" Und noch ehe sie ihn beleidigen konnten, wie es sicherlich ihre Absicht war, sagte Jesus zu ihnen:

„Wenn ich euch sagte: ‚Laßt uns zusammen arbeiten', so würdet ihr euch nicht nach mir umwenden und würdet untereinander lachen; und wenn ich euch um etwas Geld und Brot bäte, so sähet ihr mit einem Blicke auf mich und gäbet mir etwas, so wie man einen Hund behandelt. Was aber gäbet ihr? Das, was euch nicht gehört, und was aus eurem Beutel überquillt! Derart versteht ihr nicht besser zu geben denn zu empfangen; ich aber sage euch, wenn ihr ablehnt zu empfangen, so wird euch nichts andres gegeben werden als das, was ihr wolltet."

Und Jesus entfernte sich. Aber keiner der Ältesten und der Pharisäer rührte sich oder eilte ihm nach.

Robert Morel
(„Das Judasevangelium")

* * *

Glaub nur, sie brauchen Dich,
Die Menschen, die mit dir gehen.
Sie brauchen Dein Gutsein und Dein Verstehen,
Deinen blanken, geraden Sinn,
Der sich freihält von raschem Gericht,
Der Treue kennt und Wahrheit verspricht.
Sie brauchen die Reinheit in Deiner Gestalt
Und Deines Wortes klare Gewalt
Und das, was ihnen am meisten gebricht:
Dein Wissen um das ewige Licht.

Das Vertrauen

von Karl Burkert

Ich sitze an meinem Schreibtisch. Es klingelt. Ein junger Mann steht vor der Tür. Offenes Gesicht blond. Was er wünscht?

Ob er den neuen Strahlenregler für die Wasserleitung vorzeigen dürfe. Eine wirkliche Verbesserung.

Strahlenregler? Einen Augenblick besinne ich mich. Meine Wasserleitung ist bisher, soviel ich weiß, auch ohne diese Erfindung geflossen. Gleichviel, der junge Mann hat schmale Wangen, sieht bedürftig aus, ohne mich irgendwie mit einem überflüssigen Wort zu belästigen. Außerdem hat er, wie schon gesagt, ein Gesicht zum Vertrauen und ich lasse ihn also in die Küche.

Die Neuerung ist mit ein paar Handgriffen befestigt. Kurze Probe.

„Gut so. Was erhalten Sie?"

„60 Pfennig."

„Schön."

Ich reiche ihm ein Zweimarkstück.

„Sie hätten es nicht kleiner?"

„Bedaure."

Er kramt nicht erst in seinen Taschen, wie vielleicht mancher andere getan hätte. Er gesteht rundweg zu, daß er noch keinen einzigen Groschen eingenommen habe und also nicht herausgeben könne.

Fatal. Was tun?

„Gehn Sie vielleicht eine Treppe tiefer", sagte ich. „Ich ließe bitten, das Geldstück zu wechseln."

Der junge Mensch machte sich an seinem Handgelenk zu schaffen.

„So werde ich ihnen einstweilen meine Uhr als Pfand geben –" sagt er.

„Bitte, machen Sie keine Geschichten!" lehnte ich ab.

Er reicht mir trotzdem die Uhr hin.

Ich bestehe auf meiner Weigerung: „Nein, behalten Sie. Ich denke gar nicht daran!"

Der junge Mann eilt die Treppe hinab, immer drei Stufen zugleich. Nach wenigen Minuten steht er wieder vor mir.

Unten sei man nicht zu Hause.

Noch schwieriger. Wie nun?

„Um die Ecke ist eine Bäckerei", sage ich. „Vielleicht gehn Sie mal dorthin!"

Er kommt mir wieder mit der Uhr.

„Niemals!" sage ich. „Ich sehe doch gar nicht ein!"

Bis er wieder zurück sei, meint er.

„Lächerlich! Sie werden auch so wieder zurückkommen!"

„Die schlechte Welt!" gibt er mir zu bedenken.

„Sind Sie die schlechte Welt?"

„Nein, das nicht!" lächelt er. Und dann rennt er wieder die Treppe hinab.

„Aber zum Teufel, lassen Sie sich doch Zeit!" rufe ich hinter ihm drein. Er achtet nicht darauf, scheint es gar nicht gehört zu haben.

Aber dann ließ er sich wirklich Zeit! Eine Viertelstunde verrann; es wurde nicht wieder geläutet. Es fiel mir auf. Eine halbe Stunde. Ich dachte nach. Eine Stunde und zwei. Verständnislos schüttelte ich den Kopf. Abend wurde. Nichts. Draußen stand ein leuchtendes Wolkenrot. Hingegen in mir war alles düster und grau. Unbegreiflich schien mir, was ich erlebt hatte. Die paar Groschen, nein, wahrhaftig nicht. Aber das andere. Jenes, was in den Bereich der moralischen Welt gehörte. Das ist das Schlimme an solchen Geschichten: Ein einziger unehrlicher Mensch stiehlt einem unter Umständen das Vertrauen zu all unseren Mitmenschen. Zum wenigsten wieder ein Stück davon. Und meist ist man schon ziemlich entblößt von diesem Artikel, hat nicht mehr

* * *

Siegerin auf! aus engen Grenzen
Dieser Erde schweb empor;
Hebe dich: im Himmel glänzen
Weit geöffnet Saal und Tor!
Für so viel Kriege,
Für so viel Siege
Ziemt dir höchsten Dankes Lohn:
Dir, des Sohnes
Mutter, lohn' es
Dort der Herr auf hohem Thron.

Papst Innozenz III.

viel in der Hinterhand.

Ein paar Tage lief ich umher wie halb erschlagen.

Am dritten kam ein junges Mädchen zu mir, sehr hübsch, blond. Im übrigen etwas bedrückt, wie es schien.

Ob ich jener Herr sei, der vor einigen Tagen einen Strahlenregler –?

Jawohl, der sei ich.

„Dann ist es gut. Nämlich mein Bruder hat Haus und Name nicht mehr genau gewußt."

„Ihr Bruder? Wieso?"

„Er sollte doch Geld wechseln lassen? Um die Ecke, glaube ich?"

„Er lief dabei in eine Autodroschke – wissen Sie nicht?"

Ich war betroffen. Ordentlich betroffen.

„Was Sie nicht sagen! Kein Wort weiß ich bis heute. Es ist doch, will ich hoffen, nicht zum Schlimmen?"

„Er wurde bewußtlos vom Platz getragen, mein Bruder", sagte das Mädchen. Ich sehe wie ihre Lippen leise zucken.

„Und nun? Wie steht es jetzt?" frage ich.

„Danke, es geht so. Einige Schürfungen. Und eine Gehirnerschütterung, sagen die Ärzte. Vor einer Stunde kam er wieder zur Besinnung."

„Vor einer Stunde erst?" frage ich. Ich vermag mein Befremden kaum zu verbergen.

„Ja, vor einer Stunde", bestätigt das Mädchen.

„Und da hat sich Ihr Bruder doch nicht etwa Gedanken gemacht von wegen –?"

„Es war das Erste, als er wieder zu sprechen begann."

„Das tut mir aber aufrichtig leid, mein Fräulein. Das war auch wirklich ganz überflüssig in diesem Fall."

„Das sage ich auch, aber er wollte es durchaus nicht einsehen. Und dann ruhte er nicht, bis ich ging."

Das Mädchen legte das Geld auf den Tisch: „Hier, bitte, eine Mark vierzig."

„Danke sehr."

Dieses Geld? Ich wußte, daß es sein mußte. Aber häßlich kam es mir vor, dieses Geld. Unendlich häßlich. Ich hätte im Leben nicht geglaubt, daß Geld so häßlich sein könnte.

Wir sprachen noch einiges zusammen, und dann ging ich mit dem Mädchen. Ich mußte mit diesem jungen Menschen sprechen. Ja, das mußte ich. Wenn irgend möglich, noch in dieser Stunde. Ich war irre an ihm geworden, hatte das Vertrauen zu ihm verloren gehabt, und das mußte ich wieder gut machen.

Als wir zur Stelle kamen, hieß es, er sei gestorben, ganz unerwartet gestorben.

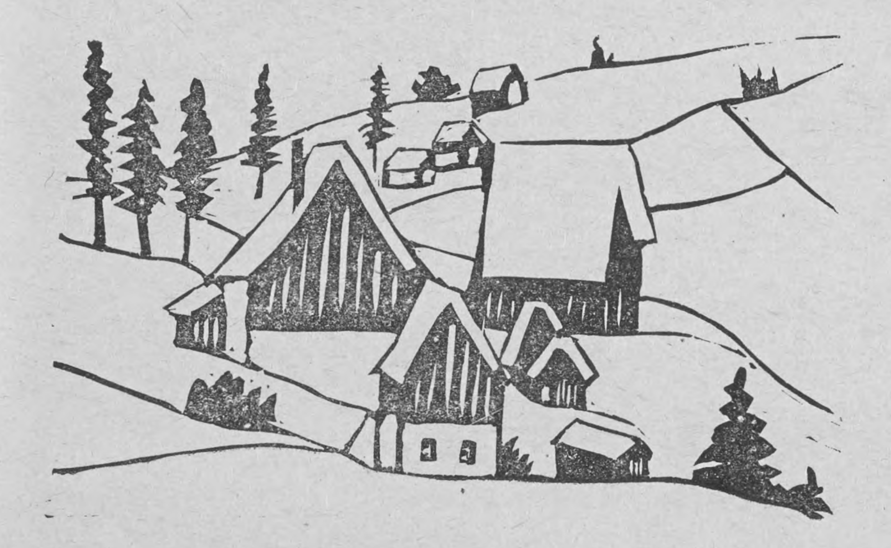
Marienlied

Wie Tropfenfall, du Strahlenkranz,
Du bist so klar wie Morgentau,
Der nächstens leis zur Erde fällt
Und uns vom tiefen Himmelsblau
Ein stilles Lied erzählt.

Du bist so hell wie Glockenklang,
Der jubelnd anstimmt himmelweit,
Und unvergeßlich bleibt dein Sang
In alle Ewigkeit.

Du bist so rein wie Sonnenglanz,
Der sich zum Regenbogen bricht:
Und alle Welt wird licht.

H. Schinagl



Die Heiligen und die kinderreichen Familien

Es überrascht nicht, aber es ist doch gut, es an einigen Beispielen darzustellen: Die Heiligen hatten zumeist viele Geschwister. Der hl. Bernhard war das dritte Kind von sieben, der hl. Thomas von Aquin das jüngste von sechs, die hl. Lidwina das vierte von neun, die hl. Theresia das sechste von elf, der hl. Paul vom Kreuz das älteste von 16. Der selige Bernhardin von Feltre hatte neun Geschwister, der hl. Grignon von Montfort sieben, der selige Perboyre sieben, die hl. Theresia vom Kinde Jesu acht, der hl. Kardinal Robert Bellarmin sieben, die hl. Bernadette Soubirous sieben, der hl. Benedikt Labre 14, der hl. Franz Borgia 16 aus zwei Ehen des Vaters, die hl. Katharina von Siena 21, alle von der gleichen Mutter. In der Familie, in der der hl. Vinzenz Ferrer geboren wurde, waren acht Kinder, in der der hl. Johanna von Arc fünf, in der des hl. Alfons von Liguori sieben, in der des hl. Karl Borromäus sechs, in der des hl. Vinzenz von Paul fünf, in der des hl. Aloysius acht, in der des hl. Johannes Baptist de la Salle zehn, in der des hl. Pfarres von Ars sechs. Der hl. Ignatius von Loyola war das jüngste Kind von 13.

Viele dieser Heiligen dienten Gott als Priester oder Ordensleute oder in der Welt im jungfräulichen Stand. Sie hätten aber wohl kaum den Weg dieser ungeteilten Hingabe an den Herrn gewählt, wenn sie nicht das Beispiel der opferstarken Treue und selbstlos dienenden Liebe ihrer Eltern gehabt hätten. Hätten wir mehr solcher Väter und Mütter, könnte wohl bald die Klage über Mangel an Nachwuchs im Priester- und Ordensstand verstummen.

Maria

Sagt an, wer ist doch diese,
Die auf am Himmel geht,
Die überm Paradiese
Als Morgenröte steht?
Sie kommt hervor von ferne,
Es schmückt sie Mond und Sterne,
Die Braut von Nazareth.

Sie ist die reinste Rose,
Ganz schön und auserwählt,
Die Magd, die makellose,
Die sich der Herr vermählt.
O eilet, sie zu schauen,
Die schönste aller Frauen
Die Freude aller Welt.

Sie strahlt im Tugendkleide,
Kein Engel gleichet ihr;
Die Reinheit ihr Geschmeide,
Die Demut ihre Zier;
Ein Blumengart' verschlossen,
Mit Himmelstau begossen,
So blüht sie für und für.

Sie ist der Himmelsheere,
Der Engel Königin,
Der Heil'gen Lust und Ehre,
Der Menschen Trösterin,
Die Zuflucht aller Sünder,
Die Hilfe ihrer Kinder,
Die beste Mittlerin.

Drum fallen wir zu Füßen
Der Jungfrau gnadenreich
Und sie mit Andacht grüßen
Aus Herz und Mund zugleich;
Ihr Leib und Seel' und Leben
Wir glücklich übergeben
Zur Hut ins Himmelreich.

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

Erstes Kapitel.

Ein Ausflug nach Sainte-Victoire.

Der Winter war am Scheiden, und das Frühjahr 1888 hielt seinen Einzug in die sonnige Provence. Schon lange war die leichte Schneedecke, die nur auf kurze Zeit die Berge und die weite Ebene um Aix verhüllt hatte, unter den lauen Lüften geschwunden, welche vom nahen Mittelmeer her wehten. Freundliches Grün kleidete nun, leider ebenfalls nur für kurze Frist, die Landschaft; denn bald sollte die Gluthitze des Sommers ihre Pracht unbarmherzig in sonnenverbrannte Höhen und staubige Flächen verwandeln.

Es war der erste Sonntag in der Fastenzeit. Das freundliche Wetter lockte Scharen von Spaziergängern aus den Straßen des „welschen Aachens" (Aix) heraus, das die alten Römer schon hundert Jahre vor Christus um die heißen Quellen gegründet hatten, welche auch dort heilkräftig dem Boden entströmen. Weg und Steg war mit fröhlichen Gruppen besät. Weitaus die meisten wanderten fröhlich plaudernd den Gärten und Weinbergen zu, die fast jeder Bürger der Stadt besitzt, um in den kleinen Gartenhäuschen den Sonntagnachmittag zuzubringen. „Bastides" oder „Bastidons" nennt der Provencale diese Häuschen oder Türme, welche in den mannigfaltigsten Formen, immer schneeweiß getüncht und gewöhnlich von Reben umrankt, über Thäler und Hügel hin gestreut sind und das an sich etwas tote Landschaftsbild beleben. Aber auch den Höhen der Alpinen zu, die Flüßchen und Bäche entlang, welche jetzt munter rauschend den Überschuß des letzten reichlichen Frühlingsregens aus den Bergen dem Arc brachten, zogen einzeln oder gruppenweise muntere Ausflügler, und die Landstraßen nach Lambesc und Peyrolles wimmelten von Fußgängern, Reitern und leichten Fuhrwerken.

Ein ganz besonders beliebtes Ziel bildeten die Felsenhöhen von Ste-Victoire, die sich kaum zwei Stunden östlich von Aix zu 900 m erheben und einen herrlichen Fernblick über die Ebene und die niedrigen Küstenketten bis ans tiefblaue Meer gewähren. Steilrecht steigt auf der Seite von Aix die weißgelbe Felswand empor, auf deren Scheitel ein riesiges Kreuz, das „Kreuz der Provence", in den blauen Himmel ragt und weithin vom „Siegesberge" herab verkündet, in welchem Zeichen der Christ zu siegen hoffe. Wer zu ihm hinauf klimmen wollte, mußte sich nach Norden wenden; da senkt sich der Berg in etwas sanfteren Hängen zu Thale, während er auch auf der Südseite, zwar nicht als Felswand, aber doch schroff und abschüssig genug, abfällt. Auf dieser Seite liegt gleich vorn im Thale an den Fuß des Berges hingeschmiegt ein Dorf. Stufenförmig steigen die Steinhäuser und Gartenmauern übereinander empor, und fast gurgartig erhebt sich über ihnen, an die Bergwand angelehnt, die Kirche und das alte Kloster von Ste-Victoire.

Dahin hatte von Aix gleich nach dem Gottesdienste und dem Mittagstische eine ältere Frau mit zwei Kindern den Weg genommen. Es war eine Sechzigerin; schon stark gebleichte Haare quollen unter der weißen Haube hervor. Dem freundlichen, von der Anstrengung etwas geröteten Gesichte sah man es an, daß ihr das Gehen doch mehr Mühe verursachte, als sie wohl selber anfangs gedacht hatte. Wirklich war der Ausflug für ihr Alter fast zu weit; allein wozu verleitet nicht eine Mutter die Liebe zu ihren Kinde und zu den Kindern ihrer Kinder!

„Charles! Julie!" rief sie jetzt ihren beiden

Enkeln zu. „Wie ihr nur so springen und laufen könnt! Bedenkt doch, daß wir wohl noch eine Stunde bis zur Farm von St-Ferreol haben, und dann geht das Steigen erst an. Aber so machte ich es grade in euren Jahren, und jetzt werdet ihr vielleicht mehr Mühe haben, mich alte Frau nach Hause zu bringen, als ich euch. Kommt, wir wollen unter diesen Olivenbäumen etwas rasten."

„Bist du denn schon müde, Großmamma?" sagte der Knabe, das braune Kraushaar aus dem blühenden Angesichte streichend. „Ich könnte noch viel, viel weiter laufen, ohne zu rasten, bis Brignoles, bis Ste-Baume, bis nach Marseille, bis ans Meer! O wie gerne möchte ich einmal ans Meer und dann auf die großen Schiffe und fort, weit, weit, bis zu den fernen Inseln, wo die Kokosnüsse wachsen und die Wilden wohnen, welche von den Missionären aus bösen Heiden in brave Christen bekehrt werden, wie uns Onkel Francois das letztemal erzählte! Weißt du, Großmamma, ein solcher Missionär will ich einmal werden."

„Dann mußt du aber fleißiger studieren und eine bessere Note im Latein nach Hause bringen als die letzte Woche", sagte etwas schnippisch das Mädchen.

„Was? Zankt ihr euch schon wieder? Und ihr habt mir versprochen, so artig zu sein, wenn ich euch zu Onkel Francois mitnehme!"

„O Großmamma, verzeih mir, ich meinte es nicht bös", bat Julie. „Auch du, Charles, mach keine so zornigen Augen. Komm lieber und hilf mir einen schönen Strauß für den Onkel pflücken, während Großmamma ihren müden Beine etwas ruhen läßt. Sieh, wie schöne Schlüsselblumen da die Hecke entlang blühen!"

Rasch versöhnt eilte der Knabe mit dem etwas älteren Schwesterchen zu den Blumen, und bald kamen sie mit ganzen Händen voll zur Großmutter zurück, die ihnen nun helfen sollte, sie zum Strauße zu ordnen.

„Die armen Blumen werden welk sein, bevor wir Ste-Victoire erreichen", meinte lächelnd die Frau.

„O, Onkel Francois wird sie in die hübschen vergoldeten Vasen stellen, welche du ihm zu seiner ersten Messe geschenkt hast, und in dem frischen Wasser erholen sie sich wieder. Und sie werden sich prächtig ausnehmen neben dem Bilde der seligsten Jungfrau. Letzte Woche brachte Nannette Lecomte, du weißt, das Töchterchen des Gärtners in der Vorstadt, noch viel welkere Blumen in unsere Schule, und sie haben sich doch wieder erholt, als Schwester Angelique dieselben in frisches Wasser stellte. Aber sieh da: ist das nicht Herr Le Noir, unser Bäcker, der da in dem schönen neuen Wägelchen ganz allein des Weges kommt?"

„Ja, es ist Herr Le Noir!" rief der Knabe, hocherfreut, seinen Freund zu sehen, der ihm schon so manche Zuckerbrezel als Trägerlohn gegeben hatte, wenn er Ende des Monats das Geld für das erhaltene Brot brachte. Mit vor Freude blitzenden Augen schwang er seine Mütze und rief dem freundlichen Manne, dessen Brauner gemütlich des Weges dahertrottete, grüßend zu: „Herr Le Noir, Herr Le Noir, guten Tag und glückliche Fahrt!"

„Ei, das ist ja mein Freund Charles, wenn mich meine Ohren nicht täuschen", sagte der Bäckermeister und tastete nach seinem Zwicker, der ihm an einer Gummischnur über die Weste baumelte, gleichzeitig die Zügel anziehend und den wohlgenährten Braunen zum Stehen bringend. „Meine Augen sind nähmlich nicht mehr so gut wie meine Ohren", sagte er, und dann rief er, als der Zwikker richtig auf der Nase saß: „Richtig, Charles Jardinier! Willst du mitfahren, mein Junge? Und was seh' ich! Mutter Montmoulin, seid Ihr es? Und Ihr seid zu Fuß den weiten Weg von Aix her gegangen? Das nenne ich einmal eine rüstige Frau für Euer Alter! Weiß Gott, ich würde nicht die Hälfte des Weges zu Fuß zurücklegen und bin doch wohl ein halbes Dutzend Jahre jünger als Ihr!"

„Das glaube ich wohl, Herr Le Noir", antwortete Frau Montmoulin. „Meine Füße haben nicht so viel zu tragen. Übrigens bin ich wirklich müder geworden, als ich dachte."

„Ha, ha, ha!" lachte der gemütliche Mann. „Das Dopelte werden meine Untertanen schon zu tragen haben. Das kommt von dem Mehlstaub und von einigen andern Sachen, die ich täglich schlucke. Und wo geht's denn hin, Frau Nachbarin, bei diesem herrlichen Frühlingswetter?"

„Nach Ste-Victoire. Ich muß doch meinen lieben Sohn nach dem Winter wieder einmal besuchen. Und da wollte ich den schönen Nachmittag mit meinen beiden Enkelkindern hier zu diesem Ausfluge benutzen."

„Das trifft sich ja herrlich! Ich nehme euch alle drei bis zum Wirtshaus ‚Aux quatre Bras' mit. Von dort ist es ein Sprung bis Ste-Victoire. Geschwind einsteigen, Mutter Montmoulin! Und du,

Charles, hilfst deinem Schwesterchen auf den Rücksitz!"

Frau Montmoulin wollte sich anstandshalber zwar etwas sträuben, aber das half wenig; mit einem Hurra kletterte Charles hinten auf das leichte, zweiräderige Gespann, die Schwester nach sich ziehend, während die Großmutter, von dem freundlichen Herrn unterstützt, mit vielen Entschuldigungen einstieg und neben Herrn Le Noir Platz nahm.

„Reden Sie mir doch nicht von Ungelegenheiten, gute Frau Monmoulin", sagte der Bäckermeister, das Roß antreibend. „Es ist mir eine Freude, mit einer Frau wie Ihr zu fahren. Hände, die von ehrlicher Arbeit hart geworden, schätze ich höher als Diamanten an den Fingern und seidene Kleider. Auch ich habe von Jugend auf redlich arbeiten müssen, und wenn Gott mein Schaffen reichlicher segnete als das anderer Leute, so brauche ich darauf nicht stolz zu sein. – Und so wollt Ihr heute nach Ste-Victoire hinaus zu Eurem Sohne, dem Herrn Pfarrer? Schön! Er kann stolz darauf sein, eine so brave Mutter zu haben. Aber sagt mir einmal – nicht als ob ich mich in Eure häuslichen Angelegenheiten mischen wollte –: der vortreffliche Herr Abbe hat jetzt eine recht gute Pfründe, nicht? Da könnte er doch wohl etwas mehr für Euch tun, jetzt in Euren alten Tagen! Es muß für Euch recht schwer gewesen sein, das viele Geld für seine Studien aufzubringen?"

Herr Le Noir war ein ganz braver Mann, allein sehr zartfühlend war er eben nicht. Doch Frau Montmoulin unterdrückte, von seiner guten Absicht überzeugt, jede Empfindlichkeit und sagte: „Gott und gute Leute haben geholfen, Herr Le Noir, und bis auf einen kleinen Rest ist der letzte Sou getilgt, den ich für meinen Francois aufnehmen mußte. Und Francois hat mir jedes Opfer tausendfach vergolten, nicht durch Gold, aber durch seine Liebe."

„Was Ihr nicht sagt, Frau Nachbarin! Ihr hättet jetzt noch einen Schuldenrest zu tilgen, den Ihr Eures Sohnes wegen auf Euch laden mußtet? Aber das sind doch gewiß schon acht bis zehn Jahre, daß Euer Herr Sohn Priester ist – und er konnte bis heute noch nicht so viel zurücklegen? Er muß ein schlechter Haushalter sein – Verzeihung, Frau Nachbarin!"

„Mein Sohn ist allerdings in gewissen Beziehung ein schlechter Haushalter", entgegnete Frau Montmoulin lächelnd. „Er lebt so schlicht und einfach als möglich; aber er hat eine Leidenschaft: die Armen! Jeden Bissen, den er sich vom Munde abspart, gibt er ihnen, und wenn er bei seinen Krankenbesuchen in irgend einer Hütte Not und Mangel trifft, so drängt es ihn, dem geistlichen Troste auch den leiblichen beizufügen. Und so fliegt das wenige Geld, das jetzt die Republik den Geistlichen bezahlt, immer viel zu rasch aus seinem mageren Beutel."

„Ja, ja, die alten, fetten Pfründen sind längst von der Revolution aufgehoben und eingezogen, und ich habe immer gedacht, das Geistlichwerden sei heutzutage eine schlechte Spekulation. Aber die Herren haben doch ein bequemes Leben, meine ich, und können sich immer noch jährlich ein paar Hundert zurücklegen. Freilich, wenn einer jeden Sou den Armen nachwirft, so ist das seine Schuld. Weshalb überläßt Ihr Sohn die Sorge für die Armen nicht dem Bürgermeister und der Armenpflege?"

„Ach, lieber Herr, das Almosen, das diese Herren Beamten gefühllos und nur zu oft mit harten Worten den Armen zuweisen, ist nur ein halbes Almosen und schadet manchmal mehr, als es nützt. Eine Gabe, welche mit Liebe und zartfühlender Schonung geboten wird, die ist Balsam für das Herz. Nein, nein, da gebe ich meinem Sohne recht: der Geistliche ist der eigentliche berufene Armenvater, wie er mir einmal gar ergreifend erklärt hat. In den guten alten Zeiten war das Kirchengut Armengut; von den reichen Pfründen durften die Geistlichen zwar leben, aber den Überschuß sollten sie den Armen und der Kirche zuwenden. Und so hält es mein Sohn jetzt noch, weit mehr, als er verpflichtet wäre."

„Hm, hm, nichts für ungut, Frau Montmoulin", sagte der Bäckermeister mit einem Blicke auf die reinlich, aber ärmlich gekleidete Frau an seiner Seite, „allein ich sollte meinen, es wäre doch seine erste Pflicht, Euch in Euern alten Tagen etwas kräftiger unter die Arme zu greifen."

„O, solang mir Gott die Gesundheit gibt, komme ich ganz gut aus", entgegnete errötend die Frau. „Mein kleiner Laden mit Wollwaren hat gute Kundschaft, und meine Finger sind hübsch fleißig und können auch im Dunkeln stricken. Dann ist die neue Strickmaschine da, welche meine Tochter aus dem kleinen Nachlaß ihres seligen Mannes anschaffte und welche die prächtigsten Jacken und alle möglichen Wollwaren rasch herstellt. So kommen wir zwei Frauen mit den beiden Kindern, Gott sei Dank, ganz gut aus. Und damit Sie ja von meinem Francois keine unbillige Meinung haben.

will ich ihnen verraten, daß er mir wiederholt anbot, aus seinen kleinen Ersparnissen unsere Hausmiete zu bezahlen. Auch ist es sein innigster Wunsch, ich möchte zu ihm ziehen, um meine letzten Tage sorglos unter seinem Dache zu verleben. Vielleicht lasse ich mich dazu bewegen, da er jetzt Raum genug hat."

„Natürlich. Er wohnt ja in dem alten Kloster. Und herrlich ist es gelegen! Die Zimmer im oberen Stockwerk müssen eine prächtige Aussicht haben. Und gesunde Luft ist da oben – ganz etwas anders als in den engen Gassen unserer Stadt! Na, da kann ich nur Glück wünschen, Frau Montmoulin! Da müßt Ihr ja wieder jung werden! Und schau, da sieht man ja das schöne Ste-Victoire schon!"

In der Tat wurde das alte Kloster von Ste-Victoire, welches bisher ein Ausläufer der Bergkette verdeckt hatte, bei einer Wendung der Straße jetzt sichtbar. Freundlich schauten die weißen Mauern des lang hingestreckten Baues, der sich an die Bergflanke lehnte, aus einem ganzen Wäldchen von Pflaumen- und Pfirsichbäumchen hervor. Ihm zu Füßen lagen am Abhange, zwischen Gärten und Baumgruppen hingestreut, die Hütten und Häuser des Dorfes, während die altertümliche Kirche mit ihrem schlanken Dachreiter das Kloster, dessen einen Flügel sie bildete, und das ganze Kirchspiel überragte. Im Hintergrunde stieg der Berg mit meist baumlosen, jetzt aber von zartem Frühlingsgrün überhauchten Hängen dem tiefblauen Himmel zu. Es war ein freundschaftliches Landschaftsbild, dessen einfache Zeichnung das warme Licht des Südens verklärte.

„Ste-Victoire, Ste-Victoire!" jubelte Charles, der inzwischen mit seinem Schwesterchen die Veilchen, Schlüsselblumen und Narzissen immer wieder zu neuen Sträußen geordnet hatte. „Ich glaube, ich sehe Onkel Francois. Sieh nur, das Fenster seiner Stube, das äußerste bei dem alten Ölbaum, ist geöffnet." Damit schwengte der Knabe grüßend seine Mütze, und auch Julie winkte mit ihrem weißen Tüchlein gegen das Kloster hin.

„Nun, daß du deinen Onkel sehen könntest, traue ich selbst deinen klaren, jungen Augen nicht zu, Charles", sagte Herr Le Noir, sich zu den Kindern umwendend. „Aber mein Wägelchen könntest du vom Kloster aus wohl auf der Straße von Brignoles zurückkommen sehen. Paß also gegen sechs Uhr gut auf, und wenn du es erblickst, dann komme mit deiner Großmamma und Julie ganz gemächlich zum Wirtshaus ‚Aux quatre Bras', wo ich mich ein halbes Stündchen aufhalten werde. Dann könnt Ihr mit mir nach Aix zurückfahren."

„O wie gut Sie sind, Herr Le Noir! Prächtig! So können wir viel länger beim Onkel bleiben, und Großmamma wird gar nicht müde!" rief Charles, und Frau Montmoulin nahm nach einigem Sträuben die freundliche Einladung des Bäckermeisters an.

„Ich bin freilich das Fahren nicht mehr gewohnt". sagte sie. „Seit mein guter Georges, mein Mann selig, das Zeitliche segnete, ist es das erste Mal, daß ich spazieren fahre. Sonst spannte wohl Georges Sonntagnachmittag sein Wägelchen an und fuhr mit mir und den Kindern nach Kehl oder Molsheim oder Illkirch oder sonstwohin."

„Ei, das sind aber, wenn ich meinen Ohren trauen darf, keine französischen Orte, die Ihr da genannt habt, Frau Montmoulin", bemerkte erstaunt Herr Le Noir.

„Es sind Ortschaften in der Nähe von Straßburg", fuhr die Frau fort. „Ich war dort mit meinem lieben Manne wohnhaft, bis der unselige Krieg unserem Glücke ein Ende machte. Georges hatte daselbst in der Nähe des Steintores ein Geschäft mit Südfrüchten, und als er in den fünfziger Jahren einmal hier in der Provence getrocknete Pflaumen von Brignoles einkaufte, lernten wir uns kennen, und ich folgte ihm mit dem Segen meiner Eltern als seine Frau nach dem fernen Rhein. Es ging uns recht gut, bis der schreckliche Krieg ausbrach und das deutsche Heer, ehe wir uns dessen versahen, Straßburg umschloß. Ach, Herr Le Noir, das war eine Zeit! Bald flogen die deutschen Granaten bis mitten in die Stadt, und von einem Entsatz, auf den wir anfangs hofften, war keine Rede mehr, als die Armeen bei Metz geschlagen waren. Und gerade das Steintor hatten sich die Deutschen für den Hauptangriff ausersehen. Bevor aber das große Bombardement begann, kamen einige Herren aus der Schweiz und erwirkten bei den feindlichen Anführern die Erlaubnis, schutzlose Frauen, Greise und Kinder aus der bedrohten Stadt herauszuholen. Unter Trommelschlag wurde das Anerbieten in den Straßen bekannt gemacht, und sofort befahl mir mein lieber Georges, mit den Kindern ihn und die Stadt zu verlassen. Ach, Herr, das war ein trauriger Abschied! Aus Liebe zu den Kindern tat ich endlich den Willen meines Mannes. Francois war damals ein Knabe von 16 Jahren und studierte am Gymnasium; Charlotte war einige

Jahre jünger. Wir umarmten und küßten uns und zogen endlich mit der traurigen Schar ab – es mögen an 2000 gewesen sein –, welche von den Schweizer Herren durch das feindliche Heer nach Basel geführt wurden. Wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht, als der schreckliche Kanonendonner hinter uns verkündete, daß die angedrohte Beschießung begonnen habe; aufsteigende Feuersäulen färbten den Nachthimmel in der Richtung von Straßburg blutrot. Bald kam dann auch die Nachricht von der Übergabe der Stadt nach Basel, und schon aus den Zeitungen erkannte ich einen Teil des Unheils, das uns betroffen: alle Häuser in der Nähe des Steintores liegen in Schutt und Asche, so hieß es! Ein, zwei Tage wartete ich auf Nachrichten von meinem Manne. Ich wartete eine Woche. Er wäre gekommen, er hätte wenigstens geschrieben, sagte ich mir, wenn er noch lebte. Die guten Leute, die mir und den Kindern Gastfreundschaft boten, wollten mich mit der Unsicherheit der Post in Kriegszeiten trösten. Aber ich ließ mich nicht länger halten und bestieg einen der ersten Züge, die wieder nach Straßburg gingen, die Kinder einstweilen der Hut unserer Gastfreunde in Basel anvertrauend. Ach, Herr Le Noir, daß Gott Sie vor einem solchen Anblick bewahre! Als ich ankam und über Brandtrümmer und Schutthaufen kletternd ungefähr die Stelle unserer Wohnung erreicht hatte, gruben sie gerade den Leichnam meines lieben Georges aus den Trümmern heraus. An seinen Kleidern und an dem Ehering erkannte ich ihn. Seht, hier ist er!"

Damit zog Frau Montmoulin den stark beschädigten Ring, welchen sie an einer Schnur am Halse trug, hervor und zeigte ihn dem braven Bäckermeister, der mit großer Teilnahme der Erzählung gelauscht hatte. „Man sieht es dem Ringe an, daß er das Los seines Herrn teilte. Wie er verbogen ist! Einstürzende Mauern müssen den Ärmsten zermalmt haben. – Und die Preußen haben Euch im Frieden ziehen lassen, Frau Montmoulin?" fragte Herr Le Noir. „Es müssen wahre Teufel von Menschen sein."

„O, sie waren ganz menschlich und freundlich und gaben mir selbst das bißchen Geld der Ladenkasse, die sie ebenfalls unter dem Schutte hervorzogen, bis auf den letzten Sou zurück, und einer der Offiziere, der dabei stand und die Leute überwachte, wollte mir sogar ein Geldstück in die Hand drücken, als er erfuhr, ich sei die jetzt völlig zu Grunde gerichtete Witwe des Toten. Gott gab mir Stärke in jenen Tagen, sonst hätte das Unglück mich um den Verstand oder zu Georges ins Grab gebracht! Als er bestattet war, eilte ich zu meinen Kindern nach Basel und beschloß, mit denselben in meine alte Heimat, die Provence, zu ziehen. Die Gastfreunde wollten keinen Heller von mir annehmen – Gott lohne es den guten Leuten! – ja sie beschenkten mich noch, und so reiste ich mit den Kindern über Genf die Rhone hinab nach meinem lieben, alten Aix, wo meine Mutter damals noch lebte. Und dann richtete ich mich in dem kleinen Häuschen ein, das wir jetzt noch bewohnen, und fing mit den paar hundert Francs, die mir Georges beim Abschiede von Straßburg auf die Reise geben konnte – es war sein ganzes damaliges Barvermögen –, den kleinen Wollwarenhandel an, der uns seither spärlich, aber ehrlich ernährte. Ich werde sie wohl mit meiner Geschichte gelangweilt haben, lieber Herr Le Noir. Sie müssen es mir verzeihen; wenn eine alte Frau ans Reden kommt, gibt es eben nicht gleich ein Ende."

„Verzeihen!" rief dieser. „Von Herzen danken muß ich Euch! Eure Schicksale haben mich tief ergriffen – und wenn Ihr einmal einen Freund in der Not brauchen solltet, so denkt an den Bäckermeister Le Noir. Bei meiner Ehre, Ihr seid eine brave Frau! Nun, ich hoffe, der Rest Eures Lebens werde ruhiger und glücklicher verlaufen als die Vergangenheit, die Euch wahrlich mit harten Prüfungen heimsuchte. Wenn Ihr nun bald zu Eurem hochwürdigen Sohne nach Ste-Victoire zieht, so fangen dafür goldene Tage an."

„Wie Gott will, Herr Le Noir! Darauf gehofft habe ich schon lange", sagte die Frau mit einem Seufzer; denn gerade jetzt beschlich sie eine bange Ahnung, als ob eine neue Prüfung wie eine schwarze Wetterwolke emporzöge. „Wie Gott will", wiederholte sie noch einmal.

„Möge die Hoffnung sich recht nach Wunsch erfüllen. Und hier sind wir schon bei ‚Aux quatre Bras'! Was mir die Zeit ob Eurer Erzählung kurz geworden ist! Also Charles, mein Freund, paß gut auf, daß ihr gegen sechs Uhr hier seid." Damit sprang der behäbige Bäckermeister gewandter vom Wagen, als man es bei seinem Leibesumfang hätte denken sollen, und half der guten Frau Montmoulin beim Aussteigen. Die Kinder waren rasch heruntergeklettert, und nach herzlichem Danke wandte sich die Großmutter mit ihnen bergan dem Kloster zu.

Zweites Kapitel.

Der Pfarrer von Sainte-Victoire und sein Küster.

Der Pfarrer von Ste-Victoire hatte einen Tag angestrengtester Tätigkeit hinter sich, wie es der Sonntag für den eifrigen Priester gewöhnlich ist.

Früh vor Tag war der Abbe Montmoulin aufgestanden und hatte in der Kirche vor dem hochwürdigen Gute sein betrachtendes Gebet gehalten und dann selbst die Angelusglocke geläutet; denn der nachlässige Küster war wieder einmal träg im Bette geblieben. Als nun mit dem ersten Morgenlichte auch schon Andächtige in das Gotteshaus kamen, mußte er als Beichtvater des mühseligen heiligen Amtes walten. Es war der erste Fastensonntag; darum drängten sich viele zum Empfange der heiligen Sakramente und hielten ihn stundenlang in dem Beichtstuhl, bis die Zeit der Messe und Predigt herankam. Der gute Abbe wußte kaum mehr, wo ihm der Kopf stand, als er in der Sakristei die heiligen Gewänder anlegte. Brummig half ihm dabei der Küster. Seiner Nachlässigkeit sich bewußt, erwartete er einen wohlverdienten Verweis und wunderte sich nicht wenig, statt dessen nur die freundliche Frage zu vernehmen: „Gut ausgeschlafen, Loser?"

In der Predigt sprach Abbe Montmoulin über das Sakrament der Buße und betonte namentlich, wie leicht uns der Heiland die Beicht gemacht, indem er seinem Stellvertreter das strengste Schweigen als heiligste Pflicht auferlegte, so daß nichts, auch nicht der Verlust aller irdischen Güter, ja der Ehre und des Lebens, den Priester vom Beichtsiegel entbinden könne. Als Beleg dafür führte er das Beispiel des hl. Johannes von Nepomuk und aus neuerer Zeit den Opfermut eines polnischen Priesters an, der um des Beichtgeheimnisses willen schmachvoll verurteilt und nach Sibirien verbannt wurde. Am Schlusse wandte er sich in ergreifenden Worten an die leider wenig zahlreich anwesenden Männer und beschwor sie, in der jetzt begonnenen Bußzeit der heiligen Fasten die vielleicht schon länger versäumte Pflicht der Beicht zu erfüllen und sich so der Gnade und des Friedens teilhaft zu machen, den der Heiland als Preis seines bittern Leidens in diesem trostreichen Sakramente niedergelegt habe.

Es war spät geworden, als Abbe Montmoulin endlich die priesterlichen Gewänder ablegen konnte und nach einer kurzen, innigen Danksagung in seine Stube gelangte, wo ihn eine Tasse Kaffee, freilich nicht mehr ganz warm, erwartete. Dann mußte das lange Fastenbrevier gebetet werden, und zwischenhinein meldeten sich der Reihe nach ein halbes Dutzend seiner Pfarrkinder, welche in den verschiedensten Vorkommnissen Trost, Hilfe, Unterweisung wünschten. Endlich brachte die alte Susanne, welche sein Zimmer in Ordnung hielt, aus dem nahen Wirtshaus „Zur Olive" das frugale Mittagsmahl herüber. Zu einer eigenen Haushälterin hatte er es nämlich noch nicht gebracht; der Posten war seiner Mutter vorbehalten, sobald er ihr eine anständig eingerichtete Wohnung anbieten könnte.

Susanne hatte sich natürlich in ihren Sonntagsstaat geworfen, ein hellblaues Kattunkleid mit großen gelben und roten Blumen, dazu ein grünes, weißgestreiftes Schultertuch mit langen Fransen. Zu dieser Farbenpracht paßte freilich das runzelige Gesicht mit den gelblichweißen Haaren wenig, welche sie etwas unordentlich unter die schiefgedrückte Spitzenhaube zurückgestrichen hatte. Susanne zählte nämlich nahe an die Siebenzig und mag überhaupt in ihrem Leben niemals eine Schönheit gewesen sein. Aber das schadete wenig; eine gute treue Seele war sie und kannte keinen andern Herzenswunsch auf Erden, als es dem Herrn Pfarrer nur ja recht bequem zu machen.

Als die gute Alte die Suppe auf den Tisch gestellt hatte, strich sie mit ihren runzeligen Händen die Schürze und das großblumige Kattunkleid glatt, wünschte dem Herrn „Wohl bekomm's" und sagte: „Ach, was der Herr Pfarrer heut schön gepredigt hat! über das Beichtgeheimnis und wie der Priester eher sterben muß, als daß er auch nur eine läßliche Sünde verraten dürfte! Und dann das schöne Beispiel vom hl. Nepomuk und dem polnischen Priester! Ich habe ein wenig in der Kirche herumgesehen – ich denke, es wird keine schwere Sünde sein; denn ich tat es nur, um mich zu erbauen –, und da sah ich, wie die Leute weinten. Leider waren die Rechten, die das hätten hören müssen, der Maire und der Notar und die andern von den liberalen Herren aus der ‚Goldenen Rose', nicht da. Die haben jetzt Wichtigeres zu tun, als die Kirche zu besuchen; die müssen jetzt an die Wahlen denken! Und der eine, der da war, der liederliche Küster, hat unter der Sakristeitüre nur ganz höhnisch gegrinst, anstatt Miene zu machen, sich die schöne Predigt zu Herzen zu nehmen und endlich einmal zu beichten."

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Das Marianische Jahr 1954 soll eine Zeitspanne besonderer Mariengebete und Marienopfer sein. So schrieb Papst Pius XII. in seinem Rundschreiben „Strahlende Krone". Unserer Lieben Frau von Fatima zu Ehren sammeln wir hier für die Unterstützung armer Priesterstudenten. Oblatenmissionare von der Unbefleckten Jungfrau Maria wollen wir dafür erziehen. Marienpriester, die hinausziehen in alle Welt, um den Menschen die Gnadengaben Jesu Christi, Mariä Sohn, zu bringen.

Möge Maria uns dieses Werk, und allen freudigen Gebern jedes Opfer reichlich segnen!

Bisher eingenommen:	$2,158.05
Ein Leser, Reward, Sask.	25.00
Ludwig Gessner, Barthel, Sask.	3.00
John Doerr, Lynnvalley, B. C.	4.95
George Saretzky, Burr, Sask.	2.00
George Wiesner, Denzil, Sask.	5.00
Mrs. J. Wimmer, Winnipeg, Man.	1.00
Mrs. Walb. Musch, St. Walburg, Sk.	3.00
Mrs. Emilia Bischoff, Prelate, Sask.	2.00
Phillip Helfrich, Rabbit Lake, Sask.	3.00
Mrs. R. Dombrowsky, Claybank, Sk.	5.00
Jakob Schneider, Kelowna, B. C.	1.00
Ein Leser, Odessa, Sask.	1.00
William Fiege, Duncon, B. C.	10.00
Kath. Weber, Morden, Man.	1.00
Wendelin Stang, Macklin, Sask.	25.00
Mathias Jacobs, Weyborn, Sask.	2.00
Martin Volk, Schuler, Alta.	2.00
	$2,259.00

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

— 82 —

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe.

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

— 83 —

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention.

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

PHONE 7615 REGINA, Sask.

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Corner 10th Ave. and St. John St.

Heald and Molisky

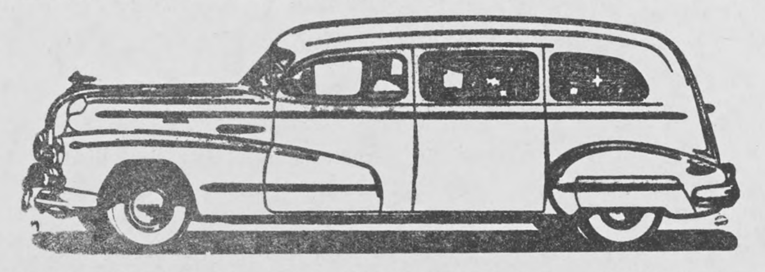
D. V. Heald, B.A., LL.B.
V. Molisky, B.A., LL.B.

Barristers, Solicitors and Notaries

401 Kerr Blk. Phone 4105

SPEERS FUNERAL HOME LTD.

PHONE 23232



PHONE 4433

DIRECTORS OF FUNERAL SERVICE